Ph. Sp.
766m

Zur
intellectuellen und substantiellen
Morphologie.

Von
W. von Schütz.

Drittes Heft.

Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde

von

Wilhelm von Schütz.

Drittes Heft:

1) Kern und Schaale.
2) Sprachbetrachtungen: Unveränderlichkeit, Pantheismus, Reinheit.
3) Veränderung, als Verflüchtigung, Verkörperung, Verwandlung, Gährung.
4) Die Genesis und die Zendschriften.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schütz
zur
Morphologie.

Drittes Heft.

Kern und Schaale.

Am klaren Morgen im Garten ich stand;
Dort ging ein Mann, ein Buch in der Hand.
Er hatt' es sinnend zusammengeschlagen,
Er hob das Aug', als woll' er fragen,
So Himmel wie Licht; so Wasser wie Luft,
Das Erdreich, die Pflanzen, den Blumenduft:
Ob in dem Buch der Odem wohl glühe
Von dem die Brust der Wesen blühe?
Ob Schriftzwang nicht des Lebensspur
Verschütt' in ihm sammt der Natur?

Hinauf, hinab schritt er die Gänge
Zu wogendem Licht, zum Schattengedränge.
Er ließ bei sprossender Blätter Ersäuseln
Die Flut seiner Seele vom Morgenlicht kräuseln.
Der Augen Leuchten ging tief bis zum Grund,
Da regt' ihm Herzensschlag den Mund.
Laut rief er: so sag' ich zum zehntenmal:
„Natur hat keinen Kern, keine Schaal';
Du prüfe dich nur allermeist,
Ob du Kern, ob du Schaale seyst."

Den Spruch hatt' ich mir ernst gemerkt,
Und freudger jeden Tag gestärkt,
Fragt ich: woher der Schaale Haft?
Wer zwängt denn Kernes Blüthenkraft?
Fall's mich dein Allweh'n, Leben faßte;
Dem Grab, der Hüls' ich nicht erblaßte?
Dann abermals die Schlacken flössen?
Die Schaalen neu erblühend schössen?
Selbst da, wo Nacht die Blöden schauen,
Da blühten dann erst Lichtes Auen?
Der Tod von der Natur verschwände?
Nicht, weil bezähmt den Feind sie fände,
Nein, weil zur Schaale Leben dränge,
Und keimend würde, was noch zwänge? —

Drob sinnend stieg ich zu den Höh'n;
Den Buchenzweigen entsäuselte Weh'n.
In Einsamkeit lenkte der wandernde Schritt;
Beim Wandern die Hülse der Schaal' entglitt.
Baumathem, vollwürzig wie glühender Wein,
Rief, hob hinauf zum Tannengestein,
Und Bergesluft, des Balsams voll,
Durchs Herz mit tausend Strömen quoll.

Da fragt' ich stumm mich selbst: wohin
Trägt heut den Geist aufblüh'nder Sinn?

Ich träumte saphirblaue Fluren,
Ich dachte goldner Sterne Spuren.
Statt deß empfing mich finstre Schluft.
Sie jähnte schwarz, wie Todesgruft,
Und aus dem Sinn war weggespült
Was ahnend kaum erst ich gefühlt.
Laut rief mein Mund: „welch Schauerport?
Wenn Schaale Tod, liegt hier ihr Hort.
Ermann' dich denn; zerbrich dies Thor!"

So stand ich lang im schwarzen Flor;
Da bronn es leis' her aus dem Schacht;
Schon that mir wohl die ruhge Nacht.
Sie zog mich an mit linden Banden;
Sie fragt': hast du mich auch verstanden? —
Traut naht ich ihr, und bald mir klar
Ward, daß mein Sinn im Irrthum war,
Sie wähnend Tod, und Licht das Leben.
Licht fand ich nur den Mantel eben,
Der, in der Mutter Herz gewebt,
Dem Herzen wich, die Brust umschwebt.

Sie ließ entflattern gern den Glanz,
Den feenhaften Schimmertanz,
Und sprach zu mir: der Maynacht Bronnen,
Das ewge Keimen aller Sonnen,

Das, statt im Lichtreih'n zu verschweben;
Hegt, hütet innig hier das Leben.
Hier stehst du vor des Lichthauchs Schwelle;
Aus meiner Brust springt seine Quelle.
Bis heut mein Schleier dich umschwoll;
Heut dir des Lebens Balsam quoll,
Doch höhnen mich die kranken Augen,
Die Leben von dem Abglanz saugen.

Die Heilge sprach's, und ich ward inne
Der schweren Täuschung meiner Sinne.
Seit Nacht und Licht nicht mehr sich theilte,
Vergaß ich, wo mein Wesen weilte.
Was meine Sohl' als Boden fand,
Ob der sich reg', ob stille stand,
Das konnt' ich ferner nicht begreifen.
Es war kein Rasten, auch kein Schweifen;
Vielmehr, seit einig Nacht und Licht,
Stand alles still und doch auch nicht.
Ich aber sprach: wo nichts sich regt,
Dort Schaale zwängt, dort Tod abwägt.
Und stracks, als meinen Hohn zu strafen,
Vertraute mir das tiefste Schlafen:
Nur, weil die Wesen sich vermissen,
So würden sie rund umgerissen.
Stets rollend schwängen sich die Kreise.

Denn Alles dem getrennten Gleise,
Seit dem Entweichen seiner Sphären,
Einträchtig wolle wiederkehren.
Doch sey solch Kreisen nicht das Leben,
Nach Lebensruh ein innres Beben.

So ward, in Schlaf versenkt, ich inne
Der andern Täuschung meiner Sinne.
Die Regung selbst sie schien zu schwinden,
Es wich das Finden dem Empfinden
Der ewgen Ruh im Wesenquelle,
Wo still steht die bewegte Welle,
Und unerregt das Wesen schweigt,
Das Tod nicht giebt, nicht Keime zeigt.

Seitdem ward Friede mein Genuß;
Ich stand ausruh'nd im ewgen Fluß,
Und wollte, scheidend frühern Bahnen,
Rückschau'n nach der Erinnrung Fahnen.

Die Sphären hört ich sterbend singen;
Es starb die Lichtnacht, Wandel, Klingen,
Und Ruhe sagte: „Melodie
Ist ja nur Drang zum Wohllaut hie.
Der starre Mißton, sich zu dämpfen,
Beginnet ein melodisch Kämpfen.

Und welcher Geist vernähm die Stille,
Wär' Ruhe wahrhaft einger Wille?" —

So stand ich finster, stumm, allein.
Nicht Wandel mehr, Ton, Licht, noch Schein.
Und als Licht, Wandel, Klang dahin;
Wo blieb wohl der verlaßne Sinn?

Der Ort, den keine Zunge nennt,
Der Ort, den hie kein Wesen kennt,
Des Ursprungs Ort mein Leben nahm,
Daß in sein Leben meines kam.

Ein Ort, der Unterschied nicht hegt,
Ein Ort, wo Kern nicht Schaale trägt,
Wo Leuchten, Wandeln, Klingen schwand,
Weil all' die Ding ein eitel Band.

Wer den Ort läßt, der, statt zu finden,
Wird fürder sich in Banden binden.
Wer jenen Ort nicht will behalten,
Muß Banden weben, sich zu halten.
Und dort im ewgen Wesen-Schlafe
Träumt falscher Wahn der Banden Strafe.

Wortbetrachtungen.

Unveränderlichkeit, Pantheismus, Reinheit.

Nicht der festgestellte Unterschied von Körper und Geist, sondern ein anderer, der Unterschied zwischen menschlich gebildeten Wortbezeichnnngen, und zwischen Wesen, die unabhängig von unserer Einwirkung da sind, möge sich auf kurze Zeit hier gegenüber treten.

Was die wirklichen Wesen nicht charakterisirt, das charakterisirt unsere Worte; wir Menschen haben sie geschaffen. Worte sind unsere Werke. Wir wollen sie so vollständig wenigstens verstehen und begreifen, als eigene Hervorbringungen sich verstehen und begreifen lassen.

Die Individuen z. B., welche sich über die Worte Feuer und Wasser vereinigten, wollen wenigstens darüber klar seyn, was jene Ausdrücke zu bezeichnen, was sie zu unterscheiden haben. Was Feuer und Wasser selbst ist, was Feuer und Wasser unterscheidet, und ob Feuer und Wasser unterschieden sind, dies bleibt troz dem vielleicht im Ungewissen.

Auch die selbst geschaffenen Worte macht der Mensch wieder zum Gegenstand seiner Betrachtung, gleich als wären es gegebene Dinge, die der Erforschung werth sind.

Geschieht dies; so wird sich eine Erfahrung darbieten, welche bei Betrachtung der Wesen nicht an den Tag tritt.

Die Betrachtung der Wesen, wenn sie auch auf Dissonanz stößt, erahnt doch jedesmal den Einheitskeim, aus welchen der Zwieklang hervorgegangen; sie entdeckt diesen Keim gewöhnlich dann, wenn wenig, ja wenn kaum gestrebt wird, die Dissonanz aufzulösen. Aber solcher Entdeckung der früheren Einheit einer dargebotnen Dissonanz reiht sich jedesmal das Anmelden einer neuen Dissonanz an. Jedes Verschwinden einer Spaltung, ist das Darbieten einer neuen Spaltung.

Rührt das her aus einem ursprünglichen Gegensatz? Oder rührt es her aus einer ursprünglichen Einheit? — Gewiß aus ursprünglicher Einheit! — Wenn überhaupt Einheit ist; so hat sie nur den Urkeim zum Sitz. Im Urkeim ist alles unbedingt dasselbe nichts vom andern verschieden.

Dies läßt sich allenfalls durch Folgerung einsehen; aber nicht einzusehen ist, daß wir, ja daß alle Dinge dem Urkeim entworden sind.

Kein Mensch auf Erden besitzt die Fähigkeit, zur Anschauung zu gelangen, wie er geworden ist. Gewisse Anschauungen, an später geborne Menschen gemacht, verhelfen zu beschränkten Aufschlüssen über menschliches Werden im Allgemeinen. Gewisse Analogieen, aus jenen Anschauungen geschöpft, beziehet das Individuum auf sich zurück, und legt sich selbst ein jener Anschauung entsprechendes Entstehen bei. Damit aber vernichtet dasselbe sein wirkliches Entstehen, seine wesentliche Schöpfung.

Aus einem späteren Entstehen, dem eigenen zwar analog, aber nicht das eigene, ohnehin mangelhaft wahrgenommen, hat das Individuum ein Gesetz für

das eigene Entstehen dadurch abgezogen, daß mit Uebergehung der tiefer liegenden Verschiedenheiten, gewissen gröbern und sich übereinstimmend darbietenden Aehnlichkeiten die Eigenschaft der Allgemeinheit, und somit der Vernünftigkeit und Gesetzlichkeit beigelegt worden ist.

Doch jedes Gesetz dieser Art beruht auf zweien Irrthümern. Aehnlichkeit, der Gegensatz der Gleichheit, ist für diesen ihren Gegensatz, ist für Gleichheit genommen worden. Ferner hielt man die mangelhafte, die der Verbesserung fähige Kenntniß und Anschauung, für die vollkommene.

Hierin liegt der Grund, daß der Mensch, der sein eigenes Entstehen zur Anschauung bringen will, beides zugleich ist, vernichtet und getäuscht.

Kein Entstehen, nein, im Gegentheil die Erscheinung, und nur die gestattet Anschauung. Die zur Anschauung zu bringende Erscheinung ist aber von ihrem Anbeginn her, ein Blendwerk, ein Zwitter, ein täuschender Hermaphrodit.*) Für ein Verändern im

*) Zu seiner Zeit hoffe ich bis zur Ueberzeugung darzustellen, daß die Alten im Hermaphroditen jenes Verschmelzen der erscheinenden Verwandlung mit dem Entstehen durch Schaffen und Gebähren versinnlichen wollten. Durch seine verführerische Anmuth ist es von je eins der gefährlichsten Blendwerke für den Menschen gewesen. Die Alten hatten sehr recht, in ihrem Symbol den Reiz der Täuschung hervorzuheben, wenn die christliche Mystik im verwandten Begriff von Luzifer der verblendeten Kraft des Lichts mit gleichem Recht größeres Gewicht beilegte.

Beides deute ich hier an, um einst an seinem Platz den Leser auf den innigen Zusammenhang hinweisen zu können, den die jetzige Betrachtung diesem Gegenstande gewährt.

Raum, für ein Umwandeln der Gestaltung erklärt sich alles Erscheinende. Die Zeit bezeichnet ihm nicht mehr und nicht weniger denn die Dauer der Gestaltung, worin es getreten ist; und alle Menschen, die zu wissen trachten, die nur von Denkern und von Weisen Belehrung erwarten, alle diese glauben das auch. Die Wahrheit aber ist, daß die Erscheinung Fähigkeit besitzt, dem Entwerden einen solchen Anschein der Veränderung im Raum zu verleihen,*) daß der Sinn vermeint, ein Hervorgehen der Verwandlung aus dem eigenen Wesen des sich verwandelnden Gegenstandes wahrzunehmen.

Folgende Sätze sind unerschütterlich wahr; die Wichtigkeit ihrer Folgen läßt sich aber erst mit der Zeit übersehen.

Gegenstand des Erkennens ist nur die Erscheinung.

Alle Erscheinung ist zweideutiger Natur. Daß sie jedes Werden, welches aus einem höheren Wesen derivirt, als ein Veränderndes neben einander darstellt, darin liegt ihre Eigenthümlichkeit.

*) Wenn ich früher den Raum für eine Fiction erklärt; so erinnre ich hier, daß der durchgehenden Consequenz in Fichtes Wissenschaftslehre sich eine einzige Täuschung eingeschlichen hat; die Construktion des Raums. Fichtes Coexistenz im Raum, ist die in der Erinnrung nebeneinandergestellte Succession. Aber sie bleibt Succession; die Aufeinanderfolge wird so unmerklich, daß sie als ein Zugleich erscheint. Wo ein Vacuum, da ist kein Gott, und ist kein Leben. Das Entstehen aus einem Wesen, im Raum betrachtet, wird zum Bestehen nebeneinander. Das Christenthum und der leere Raum schließen sich dergestalt aus, daß, wer an beide mit gleicher Kraft glauben will, für immer zerrüttet ist.

Wenn erkennbar nur die Erscheinung, letztere aber zweideutiger Natur ist; so führt das Erkennen zur Erkenntniß einer Halbwahrheit, um nicht zu sagen zur Unwahrheit.

Alle erkennbare Wahrheit ist mit dem Glauben an Schöpfung aus dem höchsten Wesen unverträglich.

Das Werden und Entwerden unserer, so wie aller Dinge, ist niemals Gegenstand des Erkennens; würde das Werden je ausschließlich Gegenstand des Erkennens; so ginge alles Wesen verloren, und die Erscheinung folgte gleichfalls nach.

Wir sind nur, so fern wir geworden, nicht sofern wir uns erkennen oder überhaupt sofern wir denken.*) Weil kein Wesen sich erkennen läßt — nicht unserer Beschränkung wegen, sondern weil es nicht erkannt werden soll — so verlieren und vernichten wir uns im Erkennen. Wir verwandeln uns dadurch in Erscheinung.

---

*) Cogito ergo sum, bedarf eines, das bisherige Verständniß völlig abändernden Commentars, wenn es einige Wahrheit behaupten soll. Der Logiker kann sagen: Cogito ergo cogito. Sum ist das volle Daseyn, zu dem auch Fühlen, Glauben, Athemholen und alles übrige Menschliche gehört. Daher ist sum die Totalität seines Wesens, cogito ist nur die eine Funktion. Aus einer Funktion läßt sich nicht auf alle übrigen schließen. Daraus, daß ich höre, folgt nicht, daß ich im Besitz alles dessen bin, was auch zum Sehen verhilft; weil ich höre, so sehe ich noch nicht; weil ich denke, so sehe ich auch noch nicht. Cogito ergo sum enthält einen Doppelsinn. Es heißt: wenn ich mich lediglich als denkendes Wesen fingire, so ist mein Leben mein Denken, und nichts außer mir. Insofern ich denke, lebe ich, oder denke ich, oder bin

Aller Erscheinung mangelt etwas. Dadurch ist alle Erscheinung unvollständig, und führt zur unvollständigen Wahrheit. Sich erkennen, heißt zugleich sich verkennen.

Es stellt sich uns dar, eine Welt der Erscheinung, entblößt von echter und höchster Wahrheit und Wesenheit. Aber es stellt sich niemals dar unser Entwerden, unser Geschaffen-seyn. Weil dieses sich nicht darstellt, gerade deshalb ist es.

Dieser scheinbare Widerspruch ist kein Widerspruch. Auch der Behauptung, das Erscheinende sey vom Wesen getrennt, wohnt ein Schimmer des Trugs bei. Denn nicht hat das Werden das Erscheinen von sich entlassen, sondern das Erscheinen sucht sich loszureißen, und wähnt sich wirklich losgerissen zu haben vom Wesen und Werden.

Das Erscheinen ist, dem stärkeren Werden gegenüber, das Schwächere, und es hat das Maas seiner Kraft im Streben noch Losreißung erfüllt. Jenseit dieses Maaßes hört ihm alles, auch das Sich-Finden, auf; drum hält es die Losreißung für vollbracht.

Das Werden hat seines Strebens Maas nicht erfüllt und erreicht; deshalb ist es stärker, deshalb be-

---

ich; denn hier ist Leben und denken identisch. Es heißt aber auch, weil ich denke, muß ich zugleich mehr können wie denken, weil ich sehe, muß ich mehr seyn, denn sehendes Wesen. Folgt das wohl? — Logisch nicht; physisch vielleicht. Weil ich mir im Denken erscheine, bin ich so weit als das Erscheinen ein Reflex vom Seyn ist. Doch wenn Reflex und Seyn verschieden sind, so kann aus dem was ich fühle, thue, oder bin, nicht bewiesen werden, daß ich auch das davon Verschiedene bin; nemlich logisch nicht, physisch vielleicht.

herrscht es absichtslos und unwillkührlich noch stets das Erscheinen.

Das schwächere Streben der Erscheinung, indem es sich vom stärkeren Werden unabhängig machen will, hat im Menschen die Beschaffenheit des Willens angenommen.

Das Erscheinen, von der Kette des Werdens losgerissen, hat sich zwar losgerissen, ist aber nicht losgerissen. Eine Handlung steht dem ewigen Seyn gegenüber. Keine einzige Handlung kann das ewige Seyn verändern, und so beruht die durch eine Handlung vollbrachte Losreißung auf einem Blendwerk.

Die Trennung des Erscheinens von der Kette des Werdens bis zum Urwesen hinauf, mag sie sich auch als erster und Grundwiderspruch darbieten, ist kein Widerspruch; denn die Trennung ist nur im Gebiet der Erscheinung vorhanden; folglich auch der Widerspruch nur Erscheinung, nur scheinbar; im Wesen hat sich die Wahrheit erhalten.

Des Erkennens bedürfen wir, weil wir mit Erscheinung umgeben sind. Aber nur so weit Erscheinung uns umgiebt und so weit uns noth thut, der von ihr ausgehenden Verblendung Herr zu werden, bedürfen wir des Erkennens.

Die Reihe dieser Sätze zeigt, daß im Gebiet der Wesen und des Werdens, je mehr wir uns ihm zuwenden, der Widerspruch schwindet. Er entsteht aus dem Verhältniß der Erscheinung zum Wesen, und hat seinen Anfang in der Erscheinung. Er ist nicht,

er erscheint. Tritt die Erscheinung in das Werden zurück; so zerfließt auch der Widerspruch.*) Also: die Betrachtung der Wesen, — hier der Betrachtung der Worte gegenüber gestellt, und vom Erkennen wohl zu unterscheiden; — denn Wirkliches läßt sich nicht erkennen — die Betrachtung der Wesen entzieht uns niemals den Hintergrund einer letzten Uebereinstimmung.

Die Betrachtung der Wortbezeichnungen führt nicht immer zur Wahrnehmung einer zunehmenden Uebereinstimmung theils mit sich, theils mit den Dingen. Es entwickelt sich aus den Wort-

---

*) Merkwürdig wird es in der Geschichte der Wissenschaften bleiben, daß zur Zeit, wo das Streben culminirte, die Erscheinung abgelöset vom Werden zu betrachten, auch dieser Erscheinung den Erkenntnißgrund in sich selbst zu leihen, und das Erkennen zum Seyn zu erheben, Göthe sich mit der Farbentheorie beschäftigte. Schwerlich würde der Philosophie gelingen, sich ohne diese Theorie vollkommen über das Wesen der Erscheinung zu belehren. Wenn die Farben aus dem Dunkeln und dem Lichten entstehen, so sind sie Wesen, welche die Erscheinung des Werdens geben, keinesweges bloße Modifikationen des Lichtes, sie sind also zwitterartig. Ein sehr wichtiger Umstand. Mit Hülfe dieser Theorie wird echter Physik eben so sehr wie echter Philosophie einst gelingen darzuthun, wie das Erscheinen sich keinesweges absolut losgerissen hat vom Werden. Sogar den optischen Betrug vermag die Physik zu verfolgen, mittelst dessen sich absolutes Losreißen, folglich auch der Gegensatz und die Zweiheit, darstellt.

zeichen eine Verschiedenheit in dem Inhalt unserer Entdeckungen.

Sehr viele Worte lassen uns die Endlosigkeit ihrer Wahrheit, ihrer Bedeutsamkeit um so vollkommener bewundern, als wir sie näher, inniger kennen lernen.

Andere Worte führen den Betrachter auf einen Widerspruch. Dieser Widerspruch ist doppelt. Sich selbst entsprechen die Worte nicht. Ihren eigenen Bestandtheilen, ihrer eigenen Organisation entgegen tretend, entstellen sie ihren eigenen inneren Begriff. Aber auch das zu bezeichnende Wesen stellen sie mangelhaft dar; sie sagen etwas von ihm aus, das seiner Natur widerspricht; sie liefern folglich eine falsche Vorstellung von ihm.

Aber es versteht sich, daß jene Behauptungen allein von Worten gelten, welche den Gegenstand, auf den sie Bezug haben, mehr bezeichnen denn blos andeuten wollen. Sehr viel Worte sind uns beinahe conventionelle Zeichen geworden, sind nichts weiter geblieben denn Chiffren, ob wohl in ihrem Ursprung sie schwerlich bedeutungslos waren. Von diesen Worten kann hier die Rede nicht seyn. Daß sie sich selbst, daß sie den Gegenständen der Bezeichnung widersprechen, darf bei ihnen nicht zur Rüge kommen.

Wenn es aber Worte giebt, welche in ihrem eigenen Organismus den Widerspruch darstellen, ja welche den Widerspruch mit sich und mit der wirklichen Natur des Wesens stiften; so kann es nicht befremden, daß schon deshalb die Wissenschaft, welche Worte zum alleinigen Medium besitzt, auch im Besitz des Satzes vom Widerspruch sich befindet. Dieser Satz liegt in ihrem Medium, und er ist durch ihr Medium ihr gegeben.

Noch erklärlicher aber wird der Hervortritt des Satzes vom Widerspruch durch einen Rückblick auf den in aller Erscheinung liegenden Widerspruch.

Die Wissenschaft, welche erkennen will, welche durch das Erkennen auf den Anbeginn des Widerspruchs, nemlich auf die Erscheinung hingewiesen ist; wie kann dieser der Satz vom Widerspruch mangeln? Wo der Widerspruch sich darstellt, wo der Widerspruch verschwindet, das ist angedeutet worden.

Es läßt sich also nun die Wahrheit der Behauptung daß manche Worte Widerspruch geben durch einzelne Beispiele erweisen. Es sind dafür Worte gewählt, deren Bedeutsamkeit für die nächsten Aufgaben bald einleuchten dürfte.

Das Wort Unveränderlichkeit, sofern es uns etwas sagt, drückt den Gegensatz von dem aus, dessen Bezeichnung erstrebt wird.

Wo zeigt sich ein unveränderter und wo ein unveränderlicher Gegenstand? Wo finden wir eine Eigenschaft der Unveränderlichkeit?

Hätten wir Unveränderliches; so besäßen wir etwas, woran wir wandellos halten könnten. Unveränderliches höbe jedes Bedürfniß auf, weiter zu gelangen. Des Unveränderlichen nächste Nähe zu suchen, das wäre unser alleiniges Ziel.

Troß dem, daß weder Erkenntniß noch Sinnenwelt jenes Unveränderliche dargeboten, unterscheiden wir überall veränderliche Dinge von den unveränderlichen. Nicht zufrieden hiermit, macht man Veränderung zur Bedingung alles Werdens, Wachsens, Le-

bens. Ja sogar als todt wird das bezeichnet, dem regsame Verändrung mangelt.

Kann aber Unveränderlichkeit das Todte, kann Veränderlichkeit das Leben als unzertrennliches Kennzeichen begleiten? Schwerlich! Auch das Todte, auch was wir abgestorben nennen, das sehen wir der Veränderung unterworfen. Ja noch mehr, kein Gegenstand, nicht ein einziger, ist zu nennen, dem Veränderung und Veränderlichkeit mangelte.

Man werfe einen Blick in die Gesteinwelt, und kein Fossil das sich nicht veränderte. Jenes Metall sogar, das wegen seiner wechsellosen Dauerbarkeit aus wohl erklärlichem Grunde oft mit abgöttischem Auge betrachtet wird, das Gold, erliegt einer Veränderung, mag es auch die unmerklichste, die langsamste seyn. Selbst Dinge, welche des Menschen Zwischenkunft durch Lösung von der Kette des Werdens zu tödten sucht, der gefällte Baum, der gebrannte Ziegel, werden nicht jeder verändernden Einwirkung enthoben.

Beispiele wie diese, die Behauptung von einem unveränderlichen Wesen erschütternd, scheinen über die Bedeutung des Worts unveränderlich einen Aufschluß zu geben. Den schwächern Grad des Veränderns, den bezeichnen wir mit jenem Eigenschaftwort von lediglich relativen Sinn.

Merkwürdig! Das Wort, welches seinen Bestandtheilen nach jede Relativität ausschließt, welches den relativen Sinn und Bezug aufheben möchte, grade dies Wort, wenn es Sinn und Anwendbarkeit behalten will, muß auf Relativität zurückgeführt werden; es duldet keinen Sinn andrer Art. Andre Worte, z. B. Güte, Tapferkeit, sind auch auf relativen Inhalt beschränkt, aber das Maximum gebricht ihnen nicht, womit der Gegenstand sich gewissermaßen

abschließt, dessen Ausdruck versucht wird. Wer aus Tapferkeit den Tod nicht fürchtet, verwirklicht den Gegenstand des Wortes Tapferkeit. Wer aus Wohlwollen und Güte, Habe und Gut, ja die eigene Person nicht schont, verwirklicht Güte und Wohlwollen. Doch wo wird die Unveränderlichkeit verwirklicht? —

Besitzen wir troß dem ein Wort für Unveränderlichkeit, und will dies Wort gewiß nicht Relatives ausdrücken; so ist wohl nachzuforschen, welches Wesens Bezeichnung jenes Wort bezweckt. Und findet sich nirgends die genügende Antwort; so scheint nöthig, unvermittelt die Erklärung dazwischen treten zu lassen: allein die Gottheit möchte, des Wortes höchsten Sinn nach, unveränderlich seyn. In ihr höre das Relative, in ihr alles auf, was wir durch den Ausdruck, mehr oder weniger, zu bezeichnen pflegen.

Drückt das Wort Unveränderlichkeit aber hiernach nicht etwas, das nicht ist, so lange aus, als es nicht, entweder mit dem Worte Gott verschmilzt, oder als es sich für nicht mehr giebt, wie für die Bezeichnung eines sehr geringen Grades von Veränderlichkeit? —

Wird das Wort Unveränderlichkeit in Verhältniß zu dem Wort Gott gestellt; so findet der Sprachbeobachter wieder Anlaß zu mancher Betrachtung.

Für ein rein conventionelles Zeichen läßt das Wort Gott, sich wohl schwerlich erklären. Aber es läßt sich auch nichts aus diesem Worte folgern und ableiten. Betrachtungen, wie das Wort Unveränderlichkeit sie anregt, führen die vier Buchstaben Gott nicht herbei. Dennoch ist ihre Wirkung wunderbar. Der Klang allein, fern einen Begriff zu geben, scheint mehr zu vereinigen, denn irgend etwas in der Welt.

Erklären möchte sich diese Wirkung wohl lassen. Weshalb sollte nicht in der Geschichte des Wortes das Geheimniß liegen, und weshalb sich dann nicht wieder auffinden lassen? Selbst wenn diese Auflösung nicht erfolgte; so bliebe noch die Betrachtung des Tons und der Buchstaben übrig. Diese könnten mit dem forschenden streng sondernden Sinn des Linguisten, oder mit dem ahnungsvoll verbindenden Geist des Mystikers aufgefaßt werden, und dann möchten sie irgend etwas offenbaren, was uns noch nicht kund ist.

Wird, bis das geschehen seyn möchte, das Wort Unveränderlichkeit erwogen; so könnte die gewagte Rüge eines ihm einwohnenden Widerspruches nicht erwachen, wenn in jenem Worte nicht gewisse Bedingungen lägen, deren Verdeutlichen möglich seyn muß.

Beachtungswerth ist, daß richtiges Auffassen dieser Bedingungen Resultate andeutet, welche allen Behauptungen entsprechen, die hiesigen Orts über das Verhältniß vom Werden und Erscheinen ausgedrückt worden.

Veränderung macht jedes Wesen anders. Und gleich stellt sich die Frage ein: wodurch wird ein Wesen anders? Stellt es sich aus sich selbst heraus seiner ganzen Totalität nach anders beschaffen dar? Oder geht es in eine andere, um und neben ihm schon vorhandene Beschaffenheit nur über?

Beide Veranlassungen zur Veränderung zeigen sich überall. Aber gleich rückt die neue Frage heran: ob nicht oft das eine sich dem andern bis zur Verwechslung ähnlich darstelle? Oft wird das Werden für Veränderung im Raum aufgefaßt. Bloße Veränderung, durch den Einfluß der Umgebung vermittelt, wird für neues Werden oder Entstehen genommen.

Wer diesen Zweifel lösen will, wird zu einer dritten Frage geleitet, zur Frage: ob nicht beide Wirkungen stets verbunden sind? Ob nicht einem jeden sich successiv aus sich Veränderten viele ähnliche Veränderungen zur Seite liegen, deren Einfluß sich der Umwandlung des Veränderten mittheilt? — Dann rückt wieder die Frage an: ob nicht jedesmal das Ganze sich im Ganzen, und auch in seinen einzelnen Theilen zugleich zwar verändern, die erfolgende Veränderung aber überall verschieden erscheinen müsse, in jedem Einzelnen und im Ganzen? —

Alle diese Bedingungen bieten sich dar, weil das Wort Unveränderlichkeit, seiner Organisation nach, auf das Wort Veränderlichkeit führt. Dieses letztere Wort vermag aber die angeführten Fragen und Modificationen nicht anzuregen, ohne unsern Verstand folgernd zu dem Anerkenntniß zu führen, daß Unveränderlichkeit das Gegentheil seyn müsse von allem demjenigen, dessen Bezeichnung bezweckt wird.

In Wahrheit, so lange kein Gegner sich zeigt, der die obige Kette von Betrachtungen als nichtig aufzudecken vermag, so lange muß **Unveränderlichkeit** für **Allgottheit** genommen werden, für jene absolute Immanenz von Allem, die das All zum wahrhaft Einen macht, und womit es unsern Kräften in gewissem Sinne verschwindet.

Aber wie sehr wir auch dieser Wahrheit anhängen mögen, dem Wege nach, in welchem hier sie gewonnen worden, ist sie nicht mehr denn Annahme, ist sie bloße Folgerung. Richtige Einsicht führt allerdings dahin, daß das Wort Unveränderlichkeit, Wahrheit lediglich dann besitzt, wenn es auf Allgottheit deutet. Wer möchte diesen Gewinn schmähen, wenn wirklich Unveränderlichkeit und Allgottheit innigst zu-

sammen hingen? Aber troß dem verkenne Niemand, wie wenig er mit diesem Gewinn um des Weges willen besitzt, in welchem er zu ihm gelangt ist. Richtige Folgerung hat eine vollständige Erscheinung gegeben.

Uebrigens sind nächst der eben versuchten Weise noch mehrere andere Verfahrungsweisen fähig, zu jener Annahme zu nöthigen, jene Folgerung heranzuführen, daß Unveränderlichkeit nur in der Allgottheit sey. Aber mögen auch alle ersinnlichen Wege sich erschöpfen, und mögen sie alle dasselbe ergeben, wir gelangen durch sie nur zur Annahme, zur Folgerung, zur Einsicht, daß Unveränderlichkeit Allgottheit sey; weiter nicht.

Aber Allgottheit ist ja Pantheismus; und so wäre Unveränderlichkeit, so wäre Allimmanenz Pantheismus. Dennoch bezeichnet dies letztere Wort sehr Verschiedenes. Man nennt gewisse Religionen pantheistische. Aber in keiner einzigen uns bekannten Religion wird, strengem Wortsinn nach, Pantheismus angetroffen. Genau genommen hebt sich der Begriff von Religon und von Pantheismus auf, sobald man beide vereinigen will.

Wenn alle Unterscheidung vielleicht zum Bedürfniß eines Bandes führt, wenn Unterscheidung vielleicht dies Bedürfniß hervorruft und befriedigt; dann muß auch die Religion, um Ein Wesen als Gottheit anzuerkennen, der Unterscheidung bedürfen. Damit Gott angebetet werde, scheint nöthig, daß der Anbetende ihn von sich unterscheide. Wenn ich zu Gott bete, so bin ich gewiß, zwar nicht unbedingt von Gott getrennt, aber doch von ihm verschieden zu seyn. Sogar wer Gott anbetet, unterscheidet den

angebeteten Gott von sich dem anbetenden Wesen. Der Betende ist nicht Gott; mithin läßt sich deshalb schon nicht von Allgottheit, von Pantheismus sprechen. Auch hält in keiner der als pantheistisch charakterisirten Religionen der Mensch jeden seiner Nebenmenschen für Gott; z. B. gewiß nicht seinen Sklaven, sein Kind. Mithin wird überall Gottheit und Nichtgottheit unterschieden. Wo dies geschieht, ist weder Allgottheit noch Pantheismus.

Die Behauptung läßt sich noch weiter ausdehnen. Wie der Anbetende sich jedesmal von dem angebeteten Wesen unterscheidet; so unterscheidet er auch in Anbetung sinnlicher Gegenstände, der Intention nach, deren göttliche Natur von ihrer ungöttlichen. Nur aus Dumpfheit versinkt der Einzelne in Verwechslung beider öfter als er sollte. Es entsteht folglich mit jedem Gegenstande, den der sogenannte Pantheist anbetet, ein Gegenstand, welchen er nicht anbetet. Sogar die Lamareligion ist nicht mehr denn eine Verkörperung des göttlichen Wesens, und sie kann lediglich darauf beruhen, daß der Verkörperung des göttlichen Wesens gegenüber eine andere Verkörperung angenommen wird, welche nicht die des göttlichen Wesens ist.

So sollte denn, um die Sprache von Worten zu reinigen, welche falsche Vorstellungen geben, das Wort Pantheismus ausser Gebrauch gesetzt werden. Es ist auch vollkommen entbehrlich. Würden in der That irgendwo alle Dinge angebetet; so bestände das Wesen der Sache darin, daß in allen Dingen das Göttliche und das Ungöttliche, das Gute und das Böse unterschieden werden sollte, aber im Gebrauch, in der Uebung nicht richtig unterschieden würde. Danach bedürfte es eines anderen Wortes, um das Fehlerhafte solcher Religion, um die Ausartung zu bezeichnen. Andern Falls könnte den sogenannten Pantheis-

mus nur charakterisiren, daß in der That beinahe alle und jede Gegenstände angebetet würden. Aber dies angenommen, reichten wir in der Sprache vollkommen mit dem Worte Polytheismus.

Wir werden uns bedeutender Fortschritte in Kenntniß und in Beurtheilung der Religionen erfreuen, wenn wir das Wort Pantheismus abschaffen. Wir werden dann auf Unterscheidungen hingewiesen, die, weil sie begründet sind, sich mit entsprechenden Verhältnissen in der Wirklichkeit vollkommen begegnen. Es bieten sich sodann folgende Vorstellungen und Unterscheidungen dar.

Allgottheit, welche zusammentrifft mit Unveränderlichkeit, oder mit Urimmanenz jenseit des Anfangs, jenseit der Scheidung.

Verehrung eines Göttlichen und Ungöttlichen, eines Bösen und Guten in allen Dingen.

Polytheismus, oder Anbetung einer Vielheit von Göttern, eine Vorstellung, von welcher noch dahin steht, ob sie nicht auch in eine andere Vorstellung berichtigend aufzulösen wäre.

Dem Wort Allgottheit, oder Unveränderlichkeit, schließen sich manche Ausdrücke von verwandtem Sinn an. Vollkommen jedoch und unbedingt scheinen sie kaum in jenes Wort überzugehen. Dagegen hat es mit dem Wort Rein und Reinheit eine andere Bewandniß. Dies Wort scheint fähig, mit dem Sinn von Unveränderlichkeit, oder Allimmanenz völlig zusammenfallend, doch auch einen abweichenden Sinn darzustellen.

Je mehr aber die Untersuchungen dem Wesen des Lichtes näher rücken, um so nothwendiger wird uns

das Wort rein, dessen Bezug aber auf das Licht unverkennbar ist, sorgfältig zu betrachten.

Auch Reinheit, in wahrer Bedeutung, schließt alle Verschiedenheit aus. Rein ist das in allen Theilen sich selbst Gleiche. Also rein ist die Urimmanenz. Aber hier scheint der Uebereinstimmung zum erstenmal sich sogleich eine Abweichung anzuschließen.

Die Allimmanenz, oder Urimmanenz, kann sich ausserhalb ihrer selbst unmöglich darstellen. Die Reinheit versucht dies, und scheinbar mit besserem Erfolg. Es scheint endlich, als sey nach entstandener Fremdartigkeit möglich, durch Aussonderung der fremdartigen Theile, die unbedingte Gleichartigkeit herzustellen.

Ob dies möglich sey, physisch möglich — denn physische Möglichkeit allein ist wahre und insofern auch philosophische — das ist eine Frage, deren Betrachtung zur Zeit ausgesetzt bleibt. So viel aber bietet sich dar, daß der Versuch der Reinigung bereits, zu einer Scheidung führen muß. Ist dies, so wird eine Vollendung der Reinigung noch viel gewisser Scheidung hervorbringen als ihr Anbeginn.

Um die Reinheit zu vermitteln, scheidet das fremdartige aus, und es ist in dieser Ausscheidung entweder Verderbtes, das sich füglich als Todtes bezeichnen läßt, oder es ist nicht Verderbtes, ist nicht Todtes darin. In dem erstern Falle hätte sich Göttliches von Göttlichem, Lebendiges von Lebendigem getrennt, und ein doppeltes Göttliches ein doppeltes Lebendiges stände sich entgegen.

Aber dies kann nicht füglich seyn. Denn wenn beides gleich göttlich wäre; so hörte die Verschiedenheit, mit ihr ferner der Anlaß zur Reinigung und somit Anlaß zur Scheidung, also die Scheidung selbst auf.

Daher muß der Gegensatz oder die Scheidung entweder mittelst einer durchgreifenden wesentlichen Verschiedenheit, z. B. wie die von Gott und Nichtgott, Tod und Leben entstehen, oder sie muß entstehen durch ein bloßes mehr oder weniger. Ersteres scheint nicht seyn zu können. Denn alles was ausgeschieden ist, um die Reinheit herzustellen, besaß ursprünglich die Eigenschaft des als rein hergestellten Wesens, und kann diese Eigenschaft niemals vollkommen aufgeben. Anderer Seits ist das scheinbar rein gewordene Wesen, doch nicht ganz rein geworden, weil es eine gewisse Gemeinsamkeit der Eigenschaft mit demjenigen fortbehauptet, von dem es sich scheiden mußte, der Unreinheit wegen. Nemlich das durch Scheidung scheinbar gereinigte Wesen behauptet keinesweges bloße Homogenität zu sich, dem Reinen, sondern auch Homogenität zu seinem Gegensatz, dem Unreinen; und die Unterschiedenheit beruht lediglich in einem mehr oder weniger.

Aus diesen Andeutungen erklärt sich manches, dessen Einsicht von je an große Schwierigkeiten dargeboten hat. Z. B. jener theologische Satz, welcher sich ausspricht als ein Erklären der Weltschöpfung durch Sündenfall. Wie wahr! Die Homogenität des Reinen zum Unreinen ist da. Nur das Werk der letzten Versöhnung, womit die Welt aufhört, kann sie tilgen.

Ferner: das Bedürfniß zur Reinigung, der Anlaß zur Schöpfung des Lichtes, bringt durch sich selbst den Anbeginn aller Unvollkommenheit, aller Spaltung, aller Entwicklung, zugleich aber auch wieder alles Gute des Lebens hervor. Es entsteht nun die Zweiheit, aber nicht die wirkliche, sondern deren Erscheinung; und die Zweiheit, nur der Erscheinung eigenthümlich, wird auf das Wesen übertragen, dem

sie nicht eigenthümlich ist. Alle Reinigung ist halbe Reinigung, alle Erscheinung halbe Wahrheit. Die Trennung, die Verschiedenheit nöthigt zum Bande, und weil in jedem Bande wieder Verschiedenes enthalten ist; so trennt auch jedes Band abermals von neuem, indem es vereinigt.

Wie nun alles doppelt; so ist es auch die Reinheit. Wahrhafte Reinheit ist nur die Urimmanenz. Aber eine mangelhafte Reinigung erstrebt ihre Beschaffenheit; sie täuscht sich und Alles, indem sie sich dem Schein der Urimmanenz giebt. Der Mensch ist gezweit. Bald weiß er nicht, ob er in der Urimmanenz, der Urreinheit, oder ob er in ihrer scheinbaren Reproduktion das Heil suchen soll. Bald setzt er diese Reproduktion über jene Urreinheit selbst. Und alles Werden, die ganze Natur, entwickelt sich aus diesem Anlaß. Hier ist die Quelle aller Weltmysterien.

Veränderung.

Dem Wort Veränderung ist eine merkwürdige Allgemeinheit eigen. Die Abarten der Veränderung sind so vielfach, daß wenn die eine oder die andere Art dieser Veränderungen nicht scharf unterschieden wird, der Gebrauch jenes Wortes schädliche Irrthümer begründen muß. Kaum steht dieser Sprachbezeichnung eine zweite zur Seite, welche ihr an Vieldeutigkeit, an unbestimmter Allgemeinheit des Sinnes gliche. In welchem Grade das Verallgemeinern der Vorstellungen und der Begriffe verwirren und verdunkeln kann, läßt sich aus einer Betrachtung jenes Wortes auffallend darthun.

Zuvörderst liegt es nah, die Bedeutung von Unveränderlichkeit und von Veränderung in Beziehung zu bringen. Hierbei wird die Auffassung gewisser wesentlicher Unterschiede in allen Gattungen der Veränderung einige Andeutungen liefern, wie das Unveränderliche, oder die Allimmanenz begonnen habe, sich zu verändern. Die erste aller Veränderungen aber läßt sich wohl nur in der Schöpfung und ihrer Geschichte suchen; sie ist daher auch vorläufig als eine Scheidung angekündigt worden.

Aber soll dies Suchen Nutzen stiften, so muß der Geist sich an wirkliche, d. h. an naturgeschichtliche Veränderungen wenden, die unserer Vernunft keinen

Widerspruch darbieten. Faktische Momente, die nichts absurdes enthalten, sind aufzusuchen. Es gilt nicht, diese oder jene Vernunftansicht in die Natur hineinzutragen, um die Natur danach abzumessen, abzuurtheilen, ja zu bestimmen. Es kömmt auf etwas anders an. Die Wahrnehmungen in den Dingen, verknüpft mit gewissen ihnen angehörigen Folgerungen, sollen Uebereinstimmung gewinnen mit Forderungen einer unserm Geist eigenthümlichen ihm selbstständig dem Schein nach einwohnenden Gabe oder Fähigkeit.

Dem Betrachten und Empfinden des Lebens und der Dinge, bis zur vollkommensten Verschmelzung hingegeben, werden wir ihres Wesens inne, ohne den trennenden Reflex eines abgesonderten Wissens hervorzubringen.

Abgesondert von ihnen, und eine gewisse selbstständige Ferne behauptend, welche unsere Selbstständigkeit aufrecht erhält, bildet sich ein neues Problem.

Wir eignen uns die Reflektivkraft an. Dadurch vindiziren wir uns eine von der Organisation anderer Wesen abweichende Organisation. Diese Abweichung wollen wir aller Strenge nach aufrecht erhalten, und troz dem einen Gegensaz, nemlich den Gegensaz von uns selbst aufnehmen in uns, ohne daß wir seine Natur annehmen. Wir selbst, und gewisse Gegenstände weichen von einander ab; wir wollen auch im Verhältniß zu leztern vollkommen von einander abweichend bleiben, und doch mit ihnen uns vollkommen gegenseitig erfassen können. Oder beispielsweise gesprochen, soll folgendes geschehen. A und B sind different, und die Differenz soll aufrecht erhalten bleiben. Dennoch wollen sich A und B nicht durch die Indifferenz, sondern durch unverändert bleibende Dif-

ferenz indifferenziren, oder wenn man will identifiziren.

Das ist nicht möglich. Die Erfassung im Wesen läßt sich nicht vollbringen. Denn ihre Vollendung höbe die Selbstheit und das Bewußtseyn davon auf, da Selbstheit und Bewußtseyn doch sich aufrecht erhalten wollen.

Diesem Widerspruch, mit welchem wir uns in der Philosophie so mühvoll quälen, entgehen wir nur durch das Geständniß, daß sich nun eine neue Region des Auffassens und eine neue Beschaffenheit desselben bilde.

Vielleicht gelingt es über dieses neue Auffassen durch Erinnerung an Göthe's Farbentheorie deutlich zu werden. Ich behauptete nemlich schon früher, daß ohne jene Theorie der fragliche Streitpunkt uns vielleicht niemals klar vor die Augen getreten seyn würde.

Nach Göthe sind der Farbenabtheilungen drei. Die erste enthält Farben, welche dem Auge selbst angehören, indem sie schon durch farblose Anregungen von Außen entspringen, und der Person des Betrachters angehören. In die dritte Abtheilung sind Farben gestellt, die wir dem Gegenstand zuschreiben müssen, und die aus Veränderungen seiner von unserer Eigenschaftlichkeit verschiedenen Eigenschaften entstehen. Wollte man nun annehmen, diese beiden Classen erschöpften die Farbengattungen, so könnte man füglich in ähnliche Fehler gerathen wie die, worin Munke verfallen, wenn er in seinen Anfangsgründen der Naturlehre sagt: Göthe leite das Blau des Himmels als eine geforderte Farbe, als ein Postulat des Auges, dem es eigen ist, nach dem Anblick des Orangegelb den Anblick das Blau zu bedürfen, vom Oran-

gengelb ab. Wir müssen uns mit gewissen Postulaten unsers Innern auf ähnliche Weise verschlingen, sobald wir nicht eine zwischenliegende Region statuiren wollen.

Göthe setzt nemlich in die zweite Classe solche Phänomene, welche vermittelnd zwischen denen der ersten und dritten stehen. Von diesen sagt er höchst bedeutend:

„Man hat solche die scheinbaren genannt, weil gewisse Mittel unter gewissen Bedingungen dem Auge Farbenerscheinungen darbringen, welche dem vermittelnden Körper nicht angehören."

Vieles in diesen Worten ist beachtenswerth. Man erwäge das charakteristische Wort scheinbar und wolle sich meiner frühern Mittheilungen über das Wesen der Erscheinung im Gegensatz zum Werden und Wachsen erinnern. Weder entstehen diese Farben im Auge, noch in den Körpern. Sie werden durch gewisse Mittel unter gewissen Bedingungen dem Auge dargebracht. Hieraus folgt zweierlei.

1.) Sie sind bloße φαινόμενα.

2.) Gewisse Mittel bringen sie unter gewissen Bedingungen dar. Sie liegen demnach nicht in den vermittelnden Körpern, nicht im empfangenden Auge, nicht in den chemischen Stoffen. Der darbringende Körper vermittelt nur, er bringt nicht hervor, und das Wesentlichste besteht in gewissen Bedingungen und Verhältnissen. Auf Kenntniß und Erfüllung dieser Gesetzlichkeiten kömmt es ganz vorzüglich an. Je mehr ihr Fundament als unfruchtbar, Zwitter-Beschaffenheit an sich trägt — denn es vermittelt nur — um so wichtiger werden die Bedingungen oder die Gesetzlichkeiten. Sie lassen sich grade hier als erste und unerläßliche Gesetzlichkeiten auffassen und

gleichsam ergründen, wenigstens in anderer Weise ergründen, wie solches mit den physischen und physiologen Farben der Fall ist. Sie beruhen vorzugsweise auf einer gewissen Gesetzlichkeit der Bedingungen — nicht auf dem Geheimniß des Seyns und Werdens. — Daher giebt diese Sphäre der Gesetzlichkeit ein weites Gebiet und sie kann darin mit sehr absoluter Gewalt herrschen.

Wie man nun in der Optik einige Gesetzlichkeiten für die scheinbaren Farben zum obersten und allgemein gültigen Codex erheben wollte, grade so ist es in der Philosophie gegangen. Jene vorher angedeutete Sphäre, allwo der Organismus des mit Bewußtseyn begabten Wesens, und ein abweichender Organismus sich begegnen, entsteht als ein neues Gebiet. Es ist das Gebiet der intellektuellen Erscheinungen, vermittelnd, nach Art der scheinbaren Farben.

Dieses Gebiet — ähnlich allem Phänomen, das dem Werden gegenüber steht — läßt sich vollständiger denn das Geheimniß des Weltalls und das der menschlichen Seele aus erkennbaren Gesetzen*) ab-

*) Wer Hegels Philosophie richtig beurtheilen will, hat dieser Betrachtung die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Hegel sieht den Begriff höher an wie bisher es die Philosophie that. Ihm ist der Begriff nicht aussondernde aus dem Weltganzen herausreißende Umgrenzung des Besondern, sondern copula. Hegel behauptet, was die Natur nicht zugleich, nicht in einander darstellen kann, was sie scheiden muß, wie das Wasser und das Feuer, der Baum und ein Fossil, das vermöge der Philosoph im Denken durch die copula des wahren Begriffes als eins und dasselbe zu besitzen. Gewiß. Aber es ist auch wichtig und wohl zu beherzigen, daß der Denker nur Phänomene in der vermitteln-

leiten, und auf sie mit allen seinen Erscheinungen zurückführen.

Die Eigenthümlichkeiten, oder wenn man will, Gesetzlichkeiten der gedachten neuen Sphäre sind nicht Gesetzlichkeiten des Organismus, sondern sie sind den Gesetzen der Refraktion ähnlich. Wollen nun die Gesetzlichkeiten der Refraktion auch ein Verhältniß zum Organismus behaupten, — und weshalb sollte das nicht seyn dürfen? — so kömmt es darauf an, die Gesetze und Eigenthümlichkeiten dieses Verhältnisses zu studieren. Die organische Eigenthümlichkeit, das Bedingniß alles Organismus, darf nicht in die Erscheinungsgesetzlichkeit der Refraktion aufgelöset werden. Denn geschähe dies; so bestände der Organismus zwar noch: aber uns wäre derselbe erloschen. Ferner das Refraktionsgesetz darf nicht nach der Eigenthümlichkeit des Organismus beurtheilt und gemodelt werden, denn sonst ist alle Refraktion, alle Erscheinung vernichtet, wie ein von der Leinwand weggewaschenes Gemälde.

Wenn nun das Erkennen im Erscheinungsgebiet der Refraktion seinen Sitz behauptet; so werden sich überhaupt zwei Möglichkeiten bilden.

a) Unbedingtes Hingeben mit Seele und Sinn an die Dinge in Betrachtung und Liebe um ihres wahren Organismus mächtig zu werden,

b) Bedingtes Hingeben mit Schonung der Refraktivkraft und ihrer Gesetzlichkeit beim Erforschen des

---

den Sphäre besitzt, und daß der Unterschied wohl aufgefaßt werde, durch welchen diese Phänomene von Urereignissen verschieden sind, damit nicht die Gesetzlichkeiten des Phänomens sich auch über das Werden als dessen Gesetzlichkeiten ausbreiten.

Organismus. Dies, soll es nicht irre führen, muß sich auf eine bedingte Art der Erkennung beschränken. Das ist Erforschung der Bedingungen, welche das Verhältniß der Refraktion zum Organismus als einen neuen dritten Complex von Gesetzlichkeiten begründet.

Hätte auch vielleicht der bisherige Vortrag meine Meinung deutlich gemacht; so fragt sich doch, ob diese Meinung populair geworden. Deshalb setze ich eine beherzenswerthe Stelle aus Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandschaften her.

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen."

Die Philosophie, lediglich Besuche empfangend, behauptet das Recht, die Kommenden nach ihrem Maasstab zu messen, und spricht ab. Deshalb ist sie verpflichtet, auch Besuche abzulegen. Aber sie will dabei nicht als Philosophie zu Grunde gehen; sie will, mitsitzend in der Gesellschaft, nicht unbedingt in den Kreis derselben aufgehen, sondern ihr Auge will darüber schweben. Das ist nicht leicht, das ist Wenigen vergönnt. Es bleibt eine arge Klippe. Sie gleicht den Wahlverwandschaften selbst. Wahl, oder Freiheit, und Verwandschaft, oder Nothwendigkeit bleiben in ihrer Vereinigung nicht frei von Zwitterhaftigkeit, reitzend, verführerisch, täuschend, lockend, Verlangen erregend und stets nur halbe Befriedigung spendend, wie die Hermaphroditen jener Griechen, die so einzig darin waren, in schöner Gestaltung das sichtlich darzustellen, wofür keine Sprache den Ausdruck, keine Philosophie den Begriff zu finden vermag.

Wichtig und schwierig wird es dem Betrachter der mancherlei Arten von Veränderung, auszumitteln, welche Veränderung die erste war. Denn worin Veränderung, begründet durch das Werden aus einem früheren Wesen, abweicht von Veränderung, welche der Erscheinungswechsel bewirkt, das soll in das rechte Licht gesetzt werden. Jener Irrthum ist aufzudecken, der Wechseln und Wachsen, der Wandeln und Werden, oft schon uns vermischt begegnend, noch schlimmer vermischt und verwechselt.

Wirklich war man im Philosophiren dahin gelangt, nur von Vorstellungen und von Erscheinungen zu sprechen. Jedes Werden, es mochte betrachtet werden als Uebergang einer früheren Naturbeschaffenheit in eine spätere, oder als fortgesetztes Entwerden aus einem Keim, bewirkt und bedingt durch den Urheber aller Dinge, ward umgedeutet zu einer Veränderung im Raum, zu einem steten Wechsel alles Wesens. Was früherhin eine genetische Folge beglückend zusammen hielt, ward betrachtet als Wandel und Wechsel ohne Band, dessen wesentliches Gesetz nach der Zerstörung unbekannt geworden, ein Problem schien, das erst zu finden blieb. Mit dem Geschäft, das Unvereinbar-Gewordene auf eine jeder Vereinbarung widerstrebende Weise zu vereinigen, belastete sich die Philosophie wie mit der Quaal des Sisyphus. Sie, die Wissenschaft, die Meisterin seyn will im Unterscheiden, sank dadurch in einen Abgrund von Vermischungen und Verwechselungen. Man betrachte, um sich eine Vorstellung davon zu machen, beispielsweise folgendes.

Friedrich Schlegel hat das einzige Reelle die Luft genannt. Ich bin ganz dieser Meinung. Es ist der Luft freilich wohl etwas vorausgegangen, dies aber

möchte ich nicht so wohl reell als vielmehr ursprünglich nennen. Alles Werden und alles Verändern ergreift diese Luft. Aber welch ein Unterschied zwischen der Farbenerscheinung, die nur hinfließt über jenes Element, und zwischen der Realität einer werdenden Pflanze, die sich dem Luftelement innig, und deshalb mit unvergänglicher Wirksamkeit vereinigt, ja sogar eine Verkörperung hervorbringt. Man verschmelze beides zu einer Vorstellung, man verschlinge beides zu einem Begriff, man gestatte ein Erscheinen in der Welt der Pflanzen und der Fossilien, man lasse solches Verändern, dem Begriff nach, ununterschieden von Licht und Farbenerscheinungen gelten, indem es für Veränderung im Raum erklärt wird: so ist alles Basische und sein Gegensatz, die Verflüchtigung, zu einem Wesen zusammengeworfen. Dieser Mühseligkeit ein Ende zu geben, schafft grenzenlose Arbeit. Und grade das Rettungsmittel, gewisse höhere allgemeinere Gattungsbegriffe festzusetzen, macht das Elend unheilbar. Auch dies möge ein Beispiel verdeutlichen, das aus der physischen in die intellektuelle Welt führt.

Man gewähre den Anhängern der Zeitfortschritte, daß sie den Begriff der Veränderung generalisiren; und was werden sie nicht vermögen! Befugt nun, unter jenen Begriff, als den höheren und allgemeineren, das Erscheinen und Ausbilden, das Wachsen und das Wechseln, das Werden und das Wandeln zu subsummiren, werden sie sagen: Verändern, weil es das allgemeinere sey, enthalte auch den productiven Wachsthum in sich, und befördere diesen Wachsthum jedesmal zugleich mit. Lenke man nun, aus Connivenz der Annahme einer Veränderung im Raum näher tretend, die Aufmerksamkeit darauf hin, wie die Veränderung sich hier entsprechende, dort sich ab-

stoßende und befeindende Theile in neue Verbindung stellt, und beherzige man, daß die erstere Verbindung sich als haltbar ja fruchtbar', die letztere sich als zerstörend darthut, man gewinnt nichts. Denn, werde auch im folgernden Wege der Satz festgestellt, nur diejenige Veränderung sey förderlich, welche entsprechende Theile zu dauerndem Wachsthum verbindet, weil das Zusammenzwängen des Heterogenen Störung und Zerstörung wirket; werde weiter verlangt, vor Beförderung des Veränderns sey zu prüfen, ob solches homogene Theile productiv vereinige; so stellt sich doch ein widerlegendes Motiv dagegen auf. Es wird nun eingewendet: der Begriff Veränderung könnte unmöglich die Stelle eines höheren allgemeinern Begriffs einnehmen, wenn nicht Veränderung das Werden selbst befördere, unbekümmert ob Leben oder Zerstörung vermittelt wird. Denn eine hartnäckige Behauptung setzt, vermöge des allgemeinen Begriffs der Veränderung, den untergeordneten und enthaltenen Begriff des Werdens zugleich mit in Wirklichkeit und Wirksamkeit.

So wichtig wird es uns, gewisse Unterschiede in dem, was wir Veränderung nennen, ihrer faktisch-historischen Folge nach, der Entfaltung entgegen zu führen.

Aber die Geschichte des faktischen Veränderungsganges im Gebiet der Veränderung läßt sich ohne Berücksichtigung der Succession nicht verfolgen. Ferner ist die Succession nicht zu verfolgen ohne bis zum Anbeginn aller Succession zu gelangen, d. h. zur Schöpfungsgeschichte.

So lange wir dem Begriff der Coexistenz hingegeben sind, verdrängen wir den Begriff der Succession. Nicht nur Werden und Wachsen ist Succession, sondern auch Verändern verbindet sich mit Aufeinanderfolge. Doch folgender Unterschied verlangt Betrachtung. In alles wirkliche Wachsen und Werden muß die Erdichtung von ruhender Coexistenz künstlich hineingetragen werden, wenn sie Platz gewinnen soll; das Wachsen hebt ruhende Coexistenz auf. Die Erscheinungswelt vermag dagegen wohl, aus sich selbst die Täuschung einer ruhenden Coexistenz entstehen zu lassen.

Der Feind dieser Täuschungen, wenn ihm dem Wesen nach Veränderung Succession bleibt, obwohl sie sich in der Erscheinung als coexistende Verschiedenheit darstellen kann, weiß, daß aller Veränderung Grund ein Entwerden*) aus früherem Keim ist. Noch mehr. Er wird sagen: alle Veränderung habe mit einer Urveränderung des Unveränderlichen begonnen,**) die sich in aller und jeder Veränderung abermals in neuer Weise darstellt. Das erste geschichtliche Veränderungsereigniß muß das durchgreifendste seyn. Es muß, als das Wirksamste und Bedeutendste, noch heut alles verändern. Die erste oder Urveränderung und die allerjüngste würden innig zusammenhängen.

Aber schwerlich hätten wir aus alleiniger Beob-

*) Das Wort entwerden brauche ich um nicht von den Gegnern der Emanationen mißverstanden zu werden. Sie bekämpfen — und das mit Recht — ein durchaus materiell gedachtes Ausfließen aus einem bloßen Naturstoff. Aber verwechseln sie nicht zuweilen, und thun dadurch Unrecht?

**) Omne mobile a principio immobili Thomas: adv. Gentes.

achtung der Gegenwart, entblößt von anderweiter Unterstützung, jene Urveränderung kennen gelernt, die uns an die Schöpfung hinweiset.

Und welche Mittel führen denn nun zu jener Kunde?

Unbedenklich stelle ich die Geschichte, dem weitesten Sinn des Worts nach, obenan. Geht Veränderung aus dem Werden hervor; so ist dies ein Geschehenes und nur aus dem Geschehenen ist die Veränderung zu erkennen.

Das Geschehene aber wird uns, sofern es nicht unser eigenes Leben ist, durch zwei Arten von Zeugnissen kund. Es läßt sich an Körpern, die in ein frühes Alterthum hinaufreichen, ein gewisser Entwicklungsgang mehr oder weniger verfolgen. Dieser, sofern er nicht Lücken enthält, und sofern wir die heiligen Schriftzüge der Natur wahr und richtig zu lesen fähig geblieben — denn oft wollen wir die erhabene Ganzheit der Natur in unsere dürftige Zersplitterung hineinzerren — spricht mit bewundernswerther Zuverlässigkeit und Bestimmtheit. Aber leider zeigen sich Lücken, leider lesen wir nicht vollkommen richtig. Deshalb bedürfen wir der Zeugnisse. Die Ueberliefrer aber, denen wir jene Bekundungen verdanken, sind von doppeltem Charakter. Einigen ist das ewige und ursprüngliche Werden, seinem wahren Wesen nach, kund geworden, weil sie selbst dem urhebenden Geist sich möglichst nahe erhielten. Andere haben, den Blick auf die Erscheinung heftend, mit abgesonderter, das Eigene der Persönlichkeit aufrecht erhaltender Beobachtung, das Werden betrachtet, und haben solches, ihrem Sinn entsprechend, als einen Wechsel von Erscheinungen aufgezeichnet. Hiernach besitzen wir durch Erstere eine Tradition im Geist des ewigen

Wesens und Werdens, welche Offenbarung zu nennen ist. Durch letztere ist uns eine Tradition im Geiste der an die bloße Erscheinung gewiesenen Zeugen gegeben, eine äußerlich geschichtliche, oder die Profanhistorie.

Verfolgen wir denn ämsig und gewissenhaft beides, beobachten wir die tiefern und geheimern Uebereinstimmungen jener Quellen rastlos, bis uns der Widerspruch in Entsprechung verwandelt wird; und nehmen wir auch ein inneres Eigenthum unseres eigenen Wesens mit zu Hülfe! Wir selbst stammen aus dem Innersten des vorzeitlichen Wesens, des Wesens jenseit des Anfangs her. Nicht eigenwillig daraus hervorgegangen, beruhen wir noch in jenes Wesens Art, Kraft und Willen. Die christliche Theologie nennt uns deshalb nach dem Ebenbild Gottes geschaffen. Daher lebt in uns ein Nachklang der Wesenheit jenes Urwesens, das, keiner Veränderung erliegend, alles zugleich war. Jener Nachklang, jener Nomos, sofern er sich nicht verfälscht hat; soll gewiß nicht durch äußere Zeugnisse unterdrückt und verstimmt werden. Aber auch seine etwaige Degeneration — denn Mehrheit der Tonarten deutet auf Spielarten, d. h. schöne Degenerationen hin — soll dem früheren Wandel des Urwesens keine Gesetze aufzwängen.

Streben wir demnach, diesen Nachklang in uns mit jenen beiden hohen Propheten außer uns in solchen Einklang zu bringen, durch welchen aller Kampf um das Primat aufgehoben wird!

Je mehr ich nun auf mich selbst höre, je fortgesetzter ich die Natur betrachte, je inniger ich mich allen Offenbarungsurkunden von priesterlicher Weihe hingebe, um so kräftiger bestätigt sich mir ein von Jugend auf Empfundenes als Anbeginn uud

Grund aller Veränderung. Mancherlei bestimmt mich, ihm hier die Benennung Verflüchtigung zu leihen.

Sey das Unternehmen, die Verflüchtigung als erste, als durchgreifendste aller Veränderungen darzustellen, immerhin gewagt; so ist es doch einmal unvermeidlich von ihr zu sprechen. Durch ein Umgehen oder Ueberspringen dieser Betrachtungen, bleibt alles gründliche Fortschreiten in Entwicklung jenes successiven Werdens, welches ich mir vorgesetzt, gehemmt. Besser also wird die Lücke mit lückenhaften Versuchen nothdürftig ausgefüllt, als abgeleugnet, oder gar versteckt.

Und unbedingt zufällig ist dasjenige nicht, was den leeren Zwischenraum einnehmen soll. Ich will sogar bekennen, daß ich einigen Werth auf meine Ahnungen jener Verflüchtigung grade deshalb lege, weil sie einer Frucht gleichen, deren erster Keim weder bewußtes Denken noch bewußtes Beobachten gewesen. Es war lange eine unbewußte Nothwendigkeit meiner Natur, die in späterer Zeit erst mir an der sogenannten Außen- und Innenwelt zur Erscheinung kam, nachdem sie, wie ich grade dadurch erfahren habe, einen wesentlichen Grund viel früher in mir besaß.

So will ich denn gern bekennen, daß alles, was ich mittheile, individuelle Ansicht ist, Ergebniß meiner Persönlichkeit. Ich werde deshalb auch der Beweise möglichst entsagen. Aber meine Meinung zu vertheidigen und auf manche Weise durch entsprechende Daten zu unterstützen, muß ich bemüht bleiben. Vorzüglich werde ich suchen mich durch Folgerung, Entwicklung und Betrachtung andern Geistern anzuschlie-

ßen, aus deren Ueberzeugungen und Meinungen sich mir Mancherlei theils am tiefsten eingeprägt hat, theils momentan am erinnerlichsten ist. Wegen rhapsodischer Zufälligkeit, zu welcher das vielleicht führt, wird nachdenkender Sinn mich nicht hart angehen.

Schon durch jenes richtige Folgern, welches angemessener Gebrauch der natürlichen Verstandeskräfte ergiebt, gelangen wir zum Anerkennen, daß der Verkörperung eine Verflüchtigung vorausgegangen seyn muß. Man spricht zwar von Verkörperung des Geistigen. Aber gewiß kann dies nicht Verkörperung des Urgeistes gewesen seyn.

Förderlicher aber denn jenes Folgern finde ich folgendes:

Göthe giebt der Entwurf eines Kathalog der Fossilien von Marienbad Anlaß, die Betrachtung mitzutheilen, (Zur Naturwissenschaft, S. 348.) daß in dem dortigen Gebirge zur Urzeit nahe aufeinander folgende, in einander greifende verwandte Formationen sich bethätigt, die jener Kathalog nach Grundlage, Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung geordnet hat.

Wollen wir uns die Offenbarungsurkunde über das Werden aus dem ewigen Wesen in eine Stuffenfolge von Erscheinungen übertragen; so finden wir auch hier eine Stuffenfolge angegeben, die der Grundlage, der Abweichung, der Sonderung, der Wirkung und der Gegenwirkung entspricht. Die Genesis steht in vollkommenster Uebereinstimmung jener Wahrnehmung.

Ich wage hiernach — um den hieratischen Ausdruck, der das heilige Wesen des Urhebers nie verläugnen will, in die populaire Darstellung der Er-

scheinungen zu übertragen — den Ausspruch: daß, wenn wir uns die Abweichung von der Grundlage, d. h. die Abweichung vom basischen Charakter, erklären wollen, uns nichts übrig bleibt, als sie Verflüchtigung zu nennen.

Die Base, dem basischen Charakter entsagend, d. h. von ihm abweichend, vollbringt diese Abweichung weder durch Verkörperung, noch durch Verwandlung.

Die Base kann sich vielleicht verkörpern; sie kann sich vielleicht verwandeln, und doch Grundlage bleiben. Aber sie kann sich nicht verflüchtigen, und dennoch Basis bleiben. Das sagt uns schon gesunde Logik. Abweichung von der Grundlage ist ausdehnende Verflüchtigung, oder Verflüchtigung mit Expension verbunden.

Aber wenn die Sache so ungemein nahe liegt, wie hiernach es den Anschein hat; weshalb ist man nie darauf gekommen, Verflüchtigung als die erste Abweichung der Basis von sich selbst zu betrachten, oder sie als Anbeginn der in Emanenz übergehenden Immanenz aufzufassen? —

Es kann Zufall seyn, daß die Beobachtung noch nicht jene Richtung genommen hat. Aber zu vergessen ist auch nicht, daß jeder Gegenstand, welcher Verflüchtigung wahrnehmen läßt, gleichgültig ob wir Elemente oder Körper betrachten, bereits ein früher verflüchtigtes Wesen vorfindet. Dies muß die Wahrnehmung nothwendig trüben.

Vergesse man nicht, daß im Gebiet der gleichzeitigen Erscheinungen eine jede Verflüchtigung — mit andern Worten eine jede Abweichung von der Basis — in Verbindung mit einer bereits vorhandenen

Verflüchtigung oder Basenabweichung tritt. Nun bestätigt sich meine Behauptung. Das Entwerden nimmt die täuschende Beschaffenheit des Erscheinens an. Wie Abweichung von der Basis Verflüchtigung und wie Verflüchtigung Abweichung von der Basis sey, finden wir einzusehen, erschwert. Denn jede vor unsern Augen werdende in Abweichung von der Basis bestehende Verflüchtigung wird zur Stelle in das Produkt einer früher entstandenen Verflüchtigung aufgenommen, und erscheint als Wirkung und Gegenwirkung. Das Vorangegangene, die Abweichung und Sonderung, erblicken wir nicht. Weshalb aber fand Göthe die richtige Leiter von Grundlage, Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung? — Weil er im Reich der Fossilien geschichtliche Aufeinanderfolge, in der Pflanzenwelt genetisches Werden, und im Gebiet der Farbenerscheinungen Wirkung und Bewirkung mit bewundernswerther Richtigkeit des Blickes und des Verfahrens verfolgt hat.

Es ist hier an seinem Ort zu bemerken, wie dieser Geist, von dem die Erbärmlichkeit jetzt gern die Meinung verbreiten möchte, daß er irreligiös sey, als Physiker grade dem religiös Gesinnten vor allen und fast allein zusagen kann. Denn das Wesen des Religiösen ist keinesweges bloße Begeistrung für die Gottheit. Im Gegentheil ist Enthusiasmus überall eine gefährliche Aeußerungsweise, eine täuschende Eigenschaft. Enthusiasmus für die Religion aber halte ich für gefährlicher wie Aberglaube, ja wie Unglaube. Die beiden letzten Krankheiten gestatten Heilung und Genesung. Der Enthusiast nimmt der Religion das Wesen, und ereifert sich für ihr Gegentheil, für die Erscheinung.

Je mehr ich alle Betrachtungen auf Religion be-

ziehe, um so nöthiger ist mir es hier, einen Blick auf die Analogie zu thun, welche auch die Religion dem Werden und dem Erscheinen aufstellt. Die einzelnen Geschichten der verschiedenen Religionen zeigen uns diese Verwechslung als das Grundübel. Nicht so sehr gegen den Aberglauben wie gegen jenes Uebel hat von je alles echte Priesterthum gekämpft. Ich werde viel davon zu sagen haben. Einstweilen und vorläufig ist dieser wichtige Punkt durch mich berührt worden im Band II. der Wiener Literatur Jahrbücher S. 228. u. f. indem ich dort aufmerksam gemacht, wie alle Religionen sich entweder vorzugsweise zum enthusiastischen Orgiasmus oder zum Mysterium hinneigen.

Göthe ist der entschiedene Gegner des Enthusiasmus, und keiner der Zeitgenossen scheint mir gleich ihm von echtem Widerwillen gegen den religiösen Enthusiasmus durchdrungen, weil dieser die gefährlichste und verderblichste aller Richtungen bleibt. Das Wesen der Religion ist jene Ruhe und beharrliche Zuversicht, welche aus der innigsten Ueberzeugung fließt, daß alles, was ist, einem Wesen entworden, in dessen Willen wir noch sämmtlich mehr oder weniger stehen, je nachdem wir solches wollen und wünschen. Dieser wahren Religion hat Göthe nicht mit einer einzelnen abgesonderten Kraft seines Wesens, sondern mit seiner ganzen Natur stets nachgestrebt. Er hat niemals die Uniform der Religion anlegen wollen, um sich an den Flittern ihrer Stickerei zu verblenden und zu bespiegeln. So ist er denn der erste Physiker, welcher das Werden aus der Grundlage, von den Wirkungen der Erscheinung mit präziser Schärfe sonderte. Dadurch hat er, wenn Andere bauten, gesäet, und ich muß mich vorzugsweise an ihm halten, indem ich vorläufig

Einiges über die Beschaffenheit der ersten Veränderung beibringen will.

Die Farben sind nicht unbedingt als Verflüchtigungen zu betrachten. Deshalb ist es nöthig, einen Weg eigener Art einzuschlagen, um aus ihnen darzuthun, wie alle Abweichung mit Verflüchtigung begonnen hat; ich verschiebe dies noch auf einen Augenblick.

Sinnlicher macht uns Göthe es bei den Pflanzen, wie die Entwicklung des in sich abgeschlossenen Saamens zum Gewächs, nicht ohne Mitwirkung einer gewissen Verflüchtigung vorgeht. Sie erscheint als eine Verfeinerung oder Filtration, der etwas entgegenwirkt, gleichsam verdichtend.

Wenn wir hier der Verkörperung eine Verflüchtigung vorangehen sehen, wenn sich die Bildung der Pflanze, im Ganzen und in ihren Theilen, als eine Folge jener Wechselwirkung vollendet; so vergesse man nicht, wie den eng und innig in sich verwandten Bestandtheilen der aus einem Kern aufgehenden Pflanze bereits etwas Fremdes entgegenstehet. Dies Fremde ist ihr auch wohl verwandt, aber vermittelst eines entfernteren Bandes; dadurch wird es verschiedenartig. In dieser Verwandschaft und Verschiedenheit liegen nun bereits die Bedingungen einer Wirkung und Gegenwirkung. Unsere Augen erblicken jenes Verhältniß von Systole und Diastole, welche Göthe als sich gegenseitig schon voraussetzend, überall antreffen will. Und gewiß finden wir bei jedem Blick in das Reich der Farben oder in das Reich der atmosphärischen Erscheinungen analoge Bedingungen.

Doch ein merkwürdiger Trieb stört des Forschers

Ruhe, wenn er Zwiefachheit der Wirkungen im entschiedenen Widerspruch neben einander erblickt. Das Bedürfniß beide zu vereinigen scheint uns bald zu durchdringen, bald zu beherrschen. Wenn nun in diesem Vereinigungsversuch hier der synthetische, dort der analytische Weg eingeschlagen wird; sollte sich nicht auch in solchem Verfahren abermals der zwiefache Trieb abspiegeln, alle Dinge entweder als Erscheinungen sich gegenüber zu stellen, um sie genau zu unterscheiden, oder sie als ein Entwerden aufzufassen? —

Die synthetische Weise ward in der letzteren Zeit vorherrschend. Fichte hatte sich unumwunden für sie erklärt, Göthe sich ihr geneigt bewiesen. Letzterer hatte wohl Recht, der Analyse entgegen zu seyn. Ein bedeutendes Wort ist darüber von ihm ausgesprochen worden, indem er in der Farbenlehre sagt:

„Das schlimmste, was einer Wissenschaft widerfahren kann, ist, daß man das Abgeleitete für das Ursprüngliche hält, und da man das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten nicht ableiten kann, das Abgeleitete aus dem Ursprünglichen zu erklären sucht."

Vorzüglich gefährlich wird uns dies Verfahren geschildert, wenn es der Philosoph handhabt, der mit einem falschen Resultat in seiner Sphäre noch immer operiren kann, indem kein Resultat so falsch ist, daß es nicht — möchten doch folgende Worte recht beherzigt werden — als Form ohne allen Gehalt auf irgend eine Weise gelten könnte.

So hat man denn nicht mit Unrecht der synthetischen Methode den Vorzug eingeräumt, und ich möchte sagen, es läßt sich leichter zu einer beruhigenden und ersprießlichen Synthese, als zu einer förderlichen Analysis gelangen.

Aber ich muß auch hinzufügen, daß jede Synthesis sich bald wieder zu neuer Thesis und Antithesis auflösen wird. Vielen ist sie grade deshalb willkommen. Sie verlangen eben kein allberuhigendes Wesen, vielmehr die fortgehende Erzeugung eines neuen Keims für neue Spaltung, weil hierin sie das Leben finden.

Fichte ist nicht zu diesen zu rechnen. Er hat bei jedem Anlaß nicht bloß erklärt, sondern durch seine Philosophie beurkundet, daß unser Trieb und unser Bedürfniß zum Synthesiren von einer Urspaltung herrühre. Seine Synthesis ist dem Begriff und Urtheil (copula) von Hegel entsprechend. Nur will dieser letztere Philosoph jene copula objektiv erkennen. Für Fichte sollte das objektive Erkennen mit dem subjektiven Erschaffen zusammen fallen. Dadurch suchte er zu hindern, daß eine neue copula entstand, die in ihrem Entstehen eine neue Trennung hervorrief. Es sollte seine copula als durchgehende eben den Urzwiespalt aufheben. Dies war wohl nicht unbedingt zu erreichen.

Das nun hat Göthe sehr tief eingesehen. Deshalb sucht er in seiner synthetischen Methode, — und kein Geist, namentlich kein Philosoph, hat sie so consequent durchgeführt wie er überall, namentlich in der Farbenlehre — niemals die Synthesis, sondern er verfolgte ein Ziel anderer Art. In der Farbenlehre deuten folgende Worte dieses Ziel an.

„Kann der Physiker zur Kenntniß desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben; so ist er geborgen, und die Philosophie mit ihm.“

Wenn ich jemals mit einem Ausspruch einverstanden gewesen; so ist es dieser. Damit aber in jenen goldenen Worten die zu verfolgende Richtung auf eine

durchaus unwidersprechliche Weise ausgesprochen werde, möchte ich eine Modifikation wagen, wodurch ich den Satz in die engste und innigste Uebereinstimmung mit dem Geist ihres Urhebers zu bringen glaube.

Ich kenne die Allgemeinheit des Sinnes, worin das Wort Phänomen gebraucht wird, als Beziehung für Werden und für Erscheinen. Aber ich habe zugleich auf die Nothwendigkeit der Unterscheidung Aufmerksamkeit erregt, indem ich auf die Schädlichkeit der Folgen hingewiesen, welche aus unreifer oder aus übelwollender Vermischung und Verwechslung zu besorgen stehen.

Göthe selbst darf für den Ersten gelten, durch welchen wir das Werden und das Erscheinen unterschieden finden. Er hat diesen Unterschied nicht ausgesprochen. Er hat ungleich mehr gethan, er hat ihn in seiner Thätigkeit namentlich als Physiker berücksichtigt, d. h. realisirt. Er bleibt sich um so mehr treu, je durchgreifender er diesen Unterschied beachtet. Nun ist ferner nicht nur das Werden und das Erscheinen verschieden, sondern es ist auch, nicht das Werden aus dem Erscheinen, sondern das Erscheinen aus dem Werden entstanden. Ja die Erscheinung ist später als die Verflüchtigung, und sie erwirbt sich, sogleich mit dem Entstehen, ein neues eigenes Gebiet. Ich werde dies zu seiner Zeit ausführen; und bemerke nur, daß in den heiligen Schriften, namentlich in der Genesis, sich darüber die bestimmteste und genügendste Auskunft findet.

Ist aber nur erst ein Wort gefunden, welches gegen jede Erinnerung an Erscheinung — denn diese ist ein Abgeleitetes — sichert; so läßt sich auch vielleicht der Artikel, Ein wegschaffen, weil dieser an

ein Gegentheil der Auseinanderfolge, folglich wieder an ein Erscheinendes erinnert.

Indem ich aber ein passendes Wort für den ersten Veränderungsakt suche, muß ich in Erinnrung bringen, was über die Sprache erst schon gesagt worden, und zwar auch von Göthe wiederholt in der Farbenlehre; daß nie genug bedacht werde, wie die Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sey, und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerschein ausdrücke. So könnte nun jenes, was ich im Sinne habe, von dem Einen Offenbarung, von jenem Andern Urfaktum, vom Dritten Urerscheinung genannt werden, und noch anderweite Benennungen empfangen. Um nichts von diesem allen hervorzuheben, sondern um lediglich denjenigen Gegensatz von Synthesis auszusprechen, der das bezeichnet, worin sich analytisches und synthetisches Verfahren begegnen; will ich vorübergehend mich des Worts Urthesis bedienen.

Ich behaupte nun, damit uns die Synthesen nicht zerfließen, damit wir nicht, falsch analysirend, das Abgeleitete für das Ursprüngliche, den einzelnen Lichtstrahl für das Licht überhaupt nehmen, sey demjenigen nachzuforschen, was ich einstweilen Urthesis nennen möchte. Das Zusammenstellen gewisser Eigenthümlichkeiten in den Lichterscheinungen mit dem Inhalt der ältesten heiligen Urkunden verhilft vielleicht zu mancher willkommenen Betrachtung, obwol ich bevorworten muß, daß ich die Lichterscheinung vielleicht ein Urphänomen nennen würde, aber nicht die Urveränderung. Doch grade, weil Phänomen Erscheinung ist, werden wir mittelst desselben zu sinnlichen, gleichsam äußern Wahrnehmungen verholfen, die höher

hinauf, oder, wenn man will, tiefer hineinleiten in das Wesen der Dinge wie Demonstrationen.

Seiner Aufgabe ungemein entsprechend, hat Göthe die physiologen, physischen, und die scheinbaren Farben einzeln für sich betrachtet. Den Denker führt dies weiter, eben weil Göthe unterschieden, nicht aber getrennt hat.

Durch das Trennen entsteht uns eine Mehrheit von völlig verschiedenen Einzelnheiten, deren Wirkung und Gegenwirkung wir betrachten.

Dem Unterscheiden liegt die stille Ueberzeugung zum Grunde, daß alles ein Wesen, aber ein unendlich mannigfaltiges Wesen sey. Wir bekennen unsere Unfähigkeit das Ganze intellektuell seiner Ganzheit nach zu erfassen. So sind wir genöthigt, nach unserm Bedürfniß und nach unserer Kraft manches Einzelne aus der Ganzheit herauszusondern, es besonders, einer temporellen und künstlichen Abgeschlossenheit nach zu betrachten, und wir geben sodann es dem Ganzen zurück, dem es nie aufgehört hatte anzugehören.

Das Trennen ist ein Zerschlagen der Einheit in absolute Einzelnheiten. Es hat eine Aufhebung der Coexistenz und der Succession zur Folge. Wer trennt, versinkt in zwiefaches Uebel. Er hält entweder jene Aufhebung für möglich, die sich niemals bekundet; dann irrt er durch Widerspruch mit dem Wirklichen. Oder er hält sie nicht für möglich in der Wirklichkeit; dann irrt er durch Widerspruch mit sich.

Wer unterscheidet, erkennt die Einheit als einen unzerschnittenen Faden, als ein und dasselbe Wesen

an, wie der Arzt den menschlichen Körper. Blut, Gehirn, Nerven, Säfte und alles Uebrige sind ihm, e ner Beziehung nach, ursprünglich und im Innersten ein Wesen. Aber eine Stufenfolge von leisen Uebergängen macht, daß ihrer Gleichmäßigkeit auch eine Verschiedenheit zur Seite stehet. Hier ist das Unterscheiden der Gleichmäßigkeit und der Verschiedenheit aller einzelnen Bestandtheile verbunden mit der Anerkenntniß, daß eine neue Verschiedenheit sich nach jedem Grade bildet, in welchem jeder Bestandtheil aus der Totalität der übrigen Bestandtheile mehr oder minder ausgesondert worden.

Dem Arzt muß alles Leben (mit Absicht sage ich Leben) entweder Geist oder alles Leben Körper seyn. Wer jenseits des Stoffartigen alles Leben läugnet; der behandelt gewiß den Stoff im wahrhaft geistigen Sinn. Wer jenseit des Geistigen von keinem lebendigen Stoff weiß, den bedrängt kein Tod, kein entseelter Niederschlag. Sein Unterscheiden vereinigt. Doch wer Geist und Stoff trennt, ihr Verhältniß sucht und sie in Wirkung und Gegenwirkung stellen will, der geräth in Strudel. Auch das Bewußtseyn muß sich als ein Materielles, als ein genetisch Entstehendes, kurz als ein Organismus, er sey so sublim als man wolle, auffassen und verfolgen lassen; aber freilich nicht mit einem Vermögen, das den gewöhnlichen Sinnen, dem Auge und anderen Organen entspricht.

Alles, was ich bisher gesagt, ist unrichtig, sobald nicht auch das Bewußtseyn selbst eine materielle Realität besitzt. Fehlt ihm die materielle Vereinigung — die ich wohl mich hüte Band zu nennen, die mir vielmehr nur Abstuffung und Uebergang bleibt — so ist der Dualismus unvermeidlich. Das Bewußtseyn mag uns radical von der Sinnenwelt verschie-

den, es mag uns als absoluter Gegensatz des Keimes, nemlich als autogenetischer Focus erscheinen; dennoch muß sich die Nothwendigkeit, ja das faktische Werden einer Differenzialerscheinung fast sinnlich darthun, welche durch das gesammte Weltall als die wesentlichste hindurchgehet, kraft welcher sich eine Ableitung aus dem Keim bildet, welche sich bis zur Erscheinung als Focus steigert. Das Bewußtseyn giebt sein Entstehen aus einem organischen Keim in keiner Art auf. Es behält sogar die Eigenschaft eines keimenden Wesens bei, aber die Eigenschaft des Focus tritt so mächtig hervor, daß die des Keimes in der Erscheinung völlig verschwindet.

Hiervon ausgehend, nemlich behauptend: auch die Seele sey Körper oder Stoff, aber anders beschaffen, wie die übrigen Stoffe und Körper, folglich ihnen ungleich, ferner behauptend, auch der Körper sey Seele, nur Seele anderer Art, und endlich behauptend, der Körper könne sich zur Seele erheben, die Seele aber auch in den Körper innigst versenken,*) will ich nun einige Farbenphänomen betrachten.

---

*) Folgendes Faktum spricht mit ungemein für die Unmöglichkeit, das Unterscheiden von Geist und Seele bis zur völligen Trennung beider zu treiben. Ein zum Hellsehen magnetisirtes Frauenzimmer hatte viele Fragen über höchst geheimnißvolle Gegenstände ungemein richtig und tief beantwortet; und ward nun befragt, wie es sey: wenn Seele und Leib sich trennten? Die qualvollsten Zustände traten nach dieser Frage ein. Alles mußte aufgeboten werden, die Befragte zu besänftigen und mit den bittersten Vorwürfen überhäufte sie den Frager als habe er etwas wissen wollen, das jenseits alles Seyn läge, das völlig unmöglich sey.

In Göthe's Chromatik heißt es §. 20.

„Wer auf ein Fensterkreuz, das einem dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, morgens beim Erwachen, und wenn das Auge besonders empfänglich ist, scharf hinblickt, und sodann die Augen schließt, oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinsiehet, wird ein schwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor sich sehen."

Sollten wir hier nicht an eine Verflüchtigung denken, welche jenen Schwingungen der Luft gleicht, die den Schall fortpflanzen?

Göthe über entoptische Farben §. 30. versichert, daß jene Farbenerscheinungen fast jedem Beobachter an die chladnischen Figuren erinnern, und er thut auf nachfolgende Weise tabellarisch dar, daß diese äußeren auffallenden Erscheinungen ein gewisses inneres Verhältniß und in der Entstehungsart viel Uebereinstimmung haben. Es entstehen die Figuren:

Chladnis.	Seebecks.
1.) durch Schwingungen,	1.) durch Schwingungen,
werden bewirkt	
2.) durch Erschüttrung der Glastafeln,	2.) durch Glühen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.

Wie wenig ist hier das indivisibile des großen Hippokrates geachtet worden. Dieser Mann, ganz Auge, ganz aufgegangen in das Sehen und Durchschauen, der größte Krankheitserkenner sagt uns schon: daß man die Krankheiten niemals aus sich allein und aus der Erscheinung allein richtig beurtheile, sondern ihre wahre Natur aus und durch das Indivisibele eingesehen werden müsse, εν τῶ αμερει κατα την αρχὴν εξης διεκριθη.

verharren	
3.) in Ruhe,	3.) durch schnelle Verkühlung,
verschwinden	
4) durch neues Erschüttern,	4.) durch neues Glühen und langsame Erkaltung.
sie richten sich	
5.) nach der Gestalt der Tafel,	5.) nach der Gestalt der Tafel,
sie bewegen sich	
6.) von außen nach innen.	6.) von außen nach innen.
ihre Anfänge sind	
7.) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden,	7.) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden,
sie vermannigfaltigen sich	
8.) bei Verbreitung der Tafel,	8.) bei Vermehrung über einander gelegter Tafeln,
sie beweisen sich	
9.) als oberflächlich.	9.) als innerlichst.

Ohne hieraus etwas folgern zu wollen, gedenke ich des §. 21. der Farbenlehre, woselbst es heißt:

„ein jedes Bild nimmt seinen bestimmten Platz auf der Netzhaut ein," ferner „schließen wir das Auge sogleich, wenn wir in die Sonne gesehen haben; so werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erscheint.

Hier findet sich Empfänglichkeit, ein bestimmter Platz und ein zurückgebliebenes

Bild. Alles dies muß einer Beziehung nach nothwendig auch Stoff bleiben.

Zwar lassen sich jene Dinge füglich, immateriell, wenn man will, als Abstraktionen nehmen, z. B. so wie sie hier auf diesem Papier stehen. Aber ich weiß zugleich, daß diese abstrahirte Wirklichkeit derselben eine andere wie die des Ereignisses ist, und daß aller Abstraction das gegenüberstehen muß, wovon sie als Gegensatz abstrahirt worden.*) Ich kann den Unterschied nicht abläugnen, welcher die durch gegenwärtige Worte hervorgebrachte Vorstellung der Sache von dem wirklich empfangenen Eindruck unterscheidet. Die Dinge — von denen wir gewiß nicht durch leeren Raum getrennt sind, mit denen wir vielmehr wohl in mannichfachster Berührung und Gegenwirkung stehen — strömen fortwährend gegen uns aus durch Schall, Duft und Erscheinung. Indem sie sind, verflüchtigen sie sich zugleich auf vielfache Weise. Aber unsere Sinne begegnen sich nicht fortwährend mit ihrer Verflüchtigung. Der Wirkungswechsel zwischen uns und den Tönen, zwischen uns und den Düften, gleicht nun einer Systole und Diastole, die wir nicht zum bequemsten an das Auge fördern können, ein Sinn, der uns zum Erkennen und Einsehen höchst nöthig ist. Ja von der wirklichen Systole und Diastole läßt sich dasselbe sagen. Alles dies ist zu innerlich, um zur Erscheinung kommen zu können; die Farben sind es weniger. Daher zeigen sie sich, obwohl

*) Es ist wohl der Mühe werth hier an folgende Worte von Spinoza zu erinnern. Longe tamen aliud est, inquirere in rerum naturam, aliud in modos quibus res a nobis percipiuntur. Haec vero si confundantur, neque modos percipiendi, neque naturam ipsam intelligere poterimus.

später in der Schöpfung entstanden, so ungemein geschickt, jüngere Phänomen sichtbar zu machen, in welchen sich das Urphänomen abspiegelt, und aus denen sich ein Schluß auf die Urveränderung ziehen läßt.

Damit nehmlich die Farben unsern Augen zur Manifestation kommen, ist eine Bedingung anderer Art nöthig, wie die, welche Ton und Duft verlangen. Dies ist ein Bezug zur Sichtbarkeit. Daher setzen denn die uns erscheinenden Farben eine gewisse frühere Emanenz des Lichtes schon voraus.

Um alle Zweideutigkeit darüber zu heben, wie dies zu verstehen sey, habe ich mir vorbehalten in diesem Heft ausführlicher über diesen Gegenstand nach den Andeutungen der Genesis und der Zendschriften — in welchen letztern die Lichtschöpfung sehr wesentlich betrachtet wird — zu sprechen. Hierdurch wird mir es gelingen, anzugeben, wie auch das Licht einer Verflüchtigung gleicht, und welche Bewandniß es mit derselben hat. Es ist eine Verflüchtigung, welche dem Erscheinen der Farben nothwendig vorangegangen seyn mußte, gewiß damit letztere zur Erscheinung kamen, vielleicht auch damit sie bewirkt wurden.

Dies mahnt an den bekannten Streit, in welchen Göthe mit den Widersachern seiner Farbentheorie gerathen ist.

Sollte nicht der Streitpunkt Aehnlichkeit zu demjenigen verrathen, der sich in der Philosophie so laut gemacht hat? Sympathie in den intellektuellen Richtungen einer Zeit ist nicht ganz ungewöhnlich. Es lag im Hintergrund der Philosophie, nicht nur das All für ein Phänomen auszugeben, sondern auch die Welt für uns als Modifikation des Bewußtseyns darzustellen. Die Philosophie faßte jedes Wesen als Erscheinung auf, und erklärte jedes Erscheinen als Affekt des Bewußtseyns, ein Satz, worin etwas

Wahres liegt, doch nicht die Wahrheit selbst zu suchen ist. Statt einer Genesis der Dinge, waren wir eine Spaltung des Bewußtseyns zu empfangen auf dem Wege, in welcher uns die Dinge erschienen.

Eine Aehnlichkeit, wenn auch nicht Verwandtschaft hiermit, behauptet nun jenes Zergliedern des einzelnen Lichtstrahls, jene Erklärung, daß alle Farbenerscheinung eine Modifikation des Lichts sey, wogegen Göthe eine entschiedene Abneigung an den Tag legt.

Schon die gleichmäßige Behandlung beider Gegenstände würde berechtigen, sie hier zusammenzustellen, um durch eine Physik oder eigentlich Physiologie des Bewußtseyns ähnlichermaßen darzuthun, wie dem Geiste Göthe's die Farben mehr sind, denn Modifikationen des Lichtes. Aber Licht und Bewußtseyn selbst, stehen auch in einer innigen und merkwürdigen Relation gegen einander. Herrlich sagt Spinoza:

Prima creatura Dei fuit lux sensus; postrema lux rationis. Et hoc ipsum est coelo in terra frui, quando mens humana in caritate movetur, in providentia quiescit, et supra polos veritatis circumfertur.

wobei ich bevorworte, daß Spinoza mit den Worten prima creatura wohl nur ein früheres Schaffen des sinnlichen Lichtes, welches der Schöpfung des intellektuellen Lichtes vorangieng, aussprechen wollte. Von jenem spreche ich bei Gelegenheit der Zendschriften. Von diesem, der Intellektualität nemlich und dem ihm verwandten Bewußtseyn, will ich voranschicken, was ich früher mitgetheilt hatte. (S. lit. Wochenblatt B. VI. No. 22. 23. und 67. Beilage.) Vielleicht mache ich dadurch das Verhältniß zwischen lux sensus und lux rationis deutlich. Nemlich ich erkläre, wie beidem, dem Sehen und Bewußtseyn, physische, d. h. wirklich geschaffene Bedingungen zum

Grunde liegen, durch die sich Sehen und Bewußtseyn als Physik darstellen lassen, jedoch als verschiedenartige Physik. Natur ist beides. Aber eine quantitative Verschiedenheit, welche sich bis zur qualitativen steigert, stiftet eine Abweichung, die Sehen und Bewußtseyn als so absoluten Gegensatz erscheinen läßt, daß wir sie für völlig getrennt, für dualistisch verschieden angesehen haben; und dies ist mit Unrecht und aus Irrthum geschehen.

Ich darf einen jeden Leser befragen, ob ihm lux sensus und lux rationis dualistisch verschiedene Wesen, ob sie dualistisch ihm getrennt sind? Hat lux sensus einen andern Ursprung gehabt wie lux rationis? Sind lux sensus und lux rationis wie ein durchschnittenes Band total auseinander gefallen? — Man hüte sich das eine, so wie das andere zu bejaen. Denn alles, was nicht genetisch zusammenhängt, alles was nicht eines Wesens ist, das stehet in keinem andern Verhältniß denn dem von Wirkung und Gegenwirkung. Aber alles, was aus Wirkung und Gegenwirkung hervorgehet, ist prekair, flüchtig und vorübergehend.

Hüten wir uns ja, Sinneneindruck und Intellektualität wie Wirkung und Gegenwirkung gegenüberzustellen, ohne die Vermuthung zu hegen, daß sie beide ein ungetrenntes Wesen sind, in welchem eine bis zur Verschiedenartigkeit sich steigernde Mannigfaltigkeit der Natur waltet. Entsagen wir dieser Vermuthung, so bleibt uns bald nichts weiter zurück, denn eine sehr mißliche Wechselwirkung; bald sinken wir einem Dualismus anheim, den wir vermeiden sollten.

Muß aber bereits ein inneres Gefühl uns sagen, daß beide Annahmen Irrthum seyn würden, dann führt auch ein logisch richtiges Denken darauf hin, daß lux sensus und lux rationis ein Wesen seyn

müssen. Wenn ein und dasselbe Wesen aber hier als Geist, dort als Materie erscheint, wird dann nicht seine Physik hier sich als Geist, und dort sein Geist sich als Physik darstellen?

Vermehren wir rücksichtslos die Trennung, so zerfallen wir in uns selbst und mit der Außenwelt. Besser also wir nehmen einen verschleierten Uebergang beider Aeusserungen an, der aus einer Gemeinschaftlichkeit der Wurzel entspringt. Vielleicht hatte ihn jene meine frühere Mittheilung im lit. Wochenblatte bereits entschleiert. Und vielleicht finden wir hier die nemliche Urveränderung wieder, welche ich Abweichung und Verflüchtigung genannt hatte. Vielleicht werfen wir einen Blick in unsern Organismus, mit welchem als eine nothwendige Folge desselben uns die Anschauung entgegen tritt, daß in ihm ein Wesen begründet ist, grade so beschaffen wie die Philosophen das Bewußtseyn postuliren.

Um mich der Deutlichkeit möglichst zu nähern, werde ich Einiges im Ausdruck gegen die frühere Abfassung ändern. Doch steht es dahin, ob ich deshalb eine wirkliche Deutlichkeit des Vortrags erringe. Was ich früher niedergeschrieben hatte, ist folgendes.

In der Wirklichkeit ist jedes, was wir einzeln auffassen, ein Einfaches und ein Vielfaches zugleich. Daher entsteht uns als Beobachtern das Bedürfniß der Trennungen, Absonderungen, ja der Zersetzungen. Diese Operationen lassen, im materiellen Wege und für die gröbern Sinne, sich nur bis zu einem gewissen Grade vollbringen. Dies folgt schon daher, daß die fortgesetzte Theilbarkeit nur aus der Untheilbarkeit entstehen kann. Lediglich deshalb, weil die Untheilbarkeit immer noch im Hintergrunde wesentlich beste-

hen bleibt, fahren wir endlos fort, und können wir endlos fortfahren zu theilen, wobei wir jedoch beständig in der Befangenheit einer gewissen Täuschung bleiben.

Weil die feinste Theilbarkeit, die wir vollbringen, aus dem Zusammenhang entsteht; so kann das feinste Theilchen auch eben so wohl wieder zum Zusammenhang führen, wie solches die Erscheinung der Zersetzung giebt.

Aber es scheint eine Feinheit der Unterscheidung gegeben, die zu vollbringen, jenen Mitteln, welche wir Sinne nennen, die Fähigkeit abgeht. Nun frägt sich: hören alle Fähigkeiten des Organ Auge mit den Verrichtungen auf, die wir ihm gewöhnlich als Verrichtung des Sehens der materiellen Gegenstände zuschreiben? Könnten nicht jenseit jener Region Verrichtungen anfangen, die, möglicherweise nicht jener Körper mehr vollbringt, den wir Augapfel nennen, der sich uns aber manifestirt als letzter Brennpunkt eines durch unsern ganzen Körper verbreiteten Augengeschlechtes, dem Träger einer geheimnißvolleren Sehkraft, deren Wirkungen zwar denen des Auges analog sind, in der Erscheinung aber etwas Abweichendes darstellen? Dies ist wohl möglich. Aber das Bedürfniß scheint kaum vorhanden jene Zuflucht zu suchen.

Warum sollte die Totalität derjenigen Sinne, die wir lediglich nach Außen gerichtet sehen, deshalb wirklich auch einzig und allein nach außen wirksam und den gemeinsinnlich wahrnehmbaren Operationen gewidmet seyn? Funktionen noch anderer Art können ja von ihnen ausgehen. In tausendfachen stufenweisen Verfeinerungen und Verklärungen dürften jene Organe sich auch noch für sonstige Verrichtungen befähigen.

Nur auf wenige Augenblicke wolle der Leser es für möglich halten, daß das Auge nächst seinen gewöhnlichen Funktionen noch feinere vollbringen könne, ich sage nur könne. Dann träte folgendes Verhältniß ein. Die Funktionen werden subtiler, und in den Organen müssen Bestandtheile dergestalt sublimirt seyn, daß ihnen die Funktionen, die in höherem Grade subtil sind, gebühren.

Ist dieses, so werden die Sublimationen gewisser Bestandtheile in den Organen, und werden deren Funktionen so fein, daß sie durch ihre Verfeinerung abweichen von den gröbern Bestandtheilen. Jetzt sind diese letztern in dem Verhältniß zu ersteren als Basen,*) jene ersteren im Verhältniß der Abweichungen, als Verfeinerungen oder Verflüchtigungen zu denken.

Nun bitte ich das Nächstfolgende recht sorgsam mit dem Vorstellungsvermögen zu begleiten. Dies allein, nicht die Gabe des Denkens, nehme ich in Anspruch.

Stellen wir uns irgend etwas Körperliches als Grundlage vor, und setzen wir Abweichungen von der Grundlage durch Verfeinerung und Verflüchtigung: so dürfte vielleicht eine gegenseitige Befreundung — man nenne sie Wirkung und Gegenwirkung — von der Basis aus, sich tief in die Regionen der Verflüchtigung hinein verbreiten. Der gegenseitige Affekt von Basis und von Abweichung soll sich mit ausdehnen.

---

*) Alle Abweichung führt zuletzt zu einer Umkehr, dem Anfang der Verkörperung durch das Mittel der Gährung bewirkt, die wir überall finden. Diese ist dreifach, oft völlig positiv, aber sie wirkt bald organisch, bald phänomenische Verkörperung. Winterlet hat sie durch seine Abstumpfung der Säuren am tiefsten aufgefaßt. Davon an seinem Ort.

Da, wo die Abweichungsgrade noch sehr gering sind, da, wo sich die Modifikationen so durch Abweichung entstanden sind, noch sehr nah, fast unmittelbar berühren, da wird ein jeder temporell sich bildender basischer Zustand dem ihm unmittelbar anliegenden Abweichungszustand bei weitem inniger vertraut seyn, wie diese Vertrautheit möglich ist, wenn eine Kette von Zwischenabweichungen, aus relativen Basen hervorgehend, dazwischen liegt.

Wird A. als Grundlage aufgefaßt, aus der sich die erste Abweichung a bildet; so kann a, wenn von ihm eine neue Abweichung b ausgehet, zu b das Verhältniß der Base behaupten, und zu A im Verhältniß der Abweichung stehen. Dies läßt sich bis in das Unaussprechliche fortgesetzt denken; ich will hier sagen bis X. Nun liegt zwischen A und x eine endlose Kette von Verwandlung der sich in Abweichungen verwandelnden Basen. Der Zusammenhang von A bis x ist nicht aufgehoben; er besteht. Aber A steht zu a in einem Verhältniß anderer Art wie zu X. Denn A zu a, oder a zu b, kurz alles Benachbarte, indem es sich als Gegensatz empfindet, indem es sich affizirt findet, eben weil ihm der basische und antibasische Charakter entstanden, scheint nicht nur fähig, sondern scheint auch vom innigsten Durst erfüllt, sich wieder in einander aufzunehmen, um die Trennung aufzuheben, damit der basische Charakter durch die gegenseitige Ergänzung abermals sich herstelle. Allein in der Region von X werden die Subtilisationen der Verflüchtigung also fein, daß sie mit den Zuständen in der Region der ersten Grundlage oder a. jene innige Vereinigung nicht ferner hervorzubringen vermögen. In die Verfeinerung, welche x zunächst liegt, können die Verhältnisse aus der Region a nicht ihrer basischen Natur und Beschaffenheit nach eindringen; sie müssen

etwas anders von ihnen, müssen eine Modifikation derselben empfangen. Auch was aus der Region x an die Wesen in der Gegend von a gelangt, mag seiner Verfeinerung wegen sie ungemein tief und allseitig durchdringen; mag sie lebhaftest affiziren; aber es wird sie jene innigste Vereinigung vermissen lassen, deren es nur fähig ist sofern es mit Basischem sich eins fühlt. (Vergl. hiermit Heft 2. S. 100. dieser Schrift.)

Wenn nun jene Subtilisationen sich nur einander gegenseitig selbst, nemlich das Verfeinerte dem Verfeinerten denjenigen Affekt hervorbringen, welchen die Verfeinerung dadurch zum erhöheten Affekt steigert, weil sie ihn hinleitet an Stellen, zu welchen die gröbern oder basischen Sinnenorgane nicht zu dringen vermögen; so muß hieraus eine größere Klarheit, Sicherheit und Richtigkeit im Sehen hervorgehen. Nicht die Pflanzenmetamorphose selbst, sondern etwas ihr Aehnliches, ereignet sich auch in den Körpern und Organen. Die Blätter unserer Sinne verfeinern sich zu den Blüthen einer innern Sinnesthätigkeit. Es bildet sich eine Sublimation der nemlichen Kraft, die im basisch begrenzten Daseyn sich als Hören, Sehen und Fühlen ausspricht.

Gewiß aber bildet sich eine Grenzlinie, mit welcher die gegenseitige Empfängniß zwischen dem Basischen und dem Verfeinerten jedesmal sich abschließt, um eine neue Beschaffenheit anzunehmen. Beide wirken noch gegenseitig auf einander ein; aber die Art der Einwirkung hat sich geändert. So könnte die Einwirkung des Verfeinerten auf das Basische zwar die Eigenschaft des Reizes, doch schwerlich die Eigenschaft jener Fühlbarkeit besitzen, die Bedingung der Empfängniß und Grund aller produktiven Wirkung wäre. Hierdurch vermittelte sich denn der Gegensatz von productivem und reflektivem Entstehen.

Wenn die Philosophen der alten ionischen Schule unermüdlich wiederholen: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; so mache ich aufmerksam auf denjenigen Unterschied, welchen die Gradation der Verfeinerung begründet, und berücksichtige hiernach ein Entsprechendes und ein Abweichendes. Empfängniß und Erkenntniß.

Mein voriges Beispiel wieder auffassend, mache ich vielleicht dadurch mich deutlich. Die Verfeinerungen zwischen a und b z. B. werden sich analoger gegenseitig verhalten, wie die Verfeinerungen von a bis d zu denen von p bis x. So bilden sich vielleicht gewisse gegenseitige Grenzlinien, hier näher, dort entfernter. Ueber diese hinaus hört das Einwirken des Gleichen auf das Gleiche auf; denn die Gradation hat allmählig den Charakter der Verschiedenheit hervorgebracht. Diese Verschiedenheit aber bedarf der Bezeichnung.

Ob jenes Einwirken des Gleichen auf das Gleiche, welches in objektiver Sphäre als Reflex, in subjektiver als Bewußtwerden erscheint, nicht auch innerhalb seines Kreises den vollen Charakter der Empfängniß tragen möchte, ist eine Frage, die mich dermalen nicht beschäftigt. Denn es gilt hier nur die Einwirkung dieses Wesens auf allen Angehör, oder der Grundlagen auf den basischen Theil aller Organe. Diese Einwirkung nun bleibt dem Basischen des Organ nicht ferner Empfängniß, sondern wird ihnen Eindruck.

Vielleicht bestehen aber sämmtliche Wesen aus Base und aus Abweichung. Dann hätten wir eine zwiefache Totalität anzuerkennen; die des basischen Organismus, und die eines daraus abgeleiteten verfeinerten. Beide sind wohl gleich gesetzmäßig. Aber

dem abgeleiteten schwindet die organische Eigenthümlichkeit beinahe gänzlich. Deshalb tritt bei ihm die Gesetzlichkeit nicht grade stärker, wohl aber reiner hervor.*) Das fühlbare Empfängniß wird überragt durch Eindruck, Einwirkung, Reflex, der überall, wie tief auch er dringen mag, doch sogar in der Tiefe mehr reißt und die Außenseiten bestimmt, als daß er, sich mit dem Innersten wahrhaft einigend, dieses homogenisirt, und dadurch productiv wird.

Ein Unterschied dieser beiden Wirkungen ist wohl vorzugsweise im Basischen des Organismus und der Körper zu suchen. Danach wäre dem reflektiven Eindruck die Eigenschaft zuzuschreiben, bei aller anregenden Berührung doch in einer gewissen Absonderung vom Berührten zu bleiben. Dieses wird sich in der tiefsten Durchdringung nur berührt empfinden wie von etwas, das ihm getrennt bleibt.

Aehnlicher Vermittlung vielleicht ist es zuzuschreiben, daß uns objektiv eine Außenwelt, subjektiv ein Bewußtseyn entsteht; beides Affekt und Ansicht einer Trennung, die nicht wesentlich vorhanden, sich durch eine Gradation, durch ein mehr oder weniger zur Erscheinung steigert. So vollbringt sich jene wunderbare Metamorphose in uns selbst, kraft welcher das auf Analogie und Einheit deutende Verhältniß der

---

*) Hieraus möchte sich erklären lassen, daß in der Lichtwelt, aber auch, sofern Astronomie und Farbenlehre ihr verwandt sind, in diesen Wissenschaften, mathematische Gesetzlichkeit und Berechnung so viel vermag. Sie sind reiner, d. h. sie sind weniger organisch, weniger real, und sind deshalb in Formen und Zahlen zu fassen. Der Organismus ist dafür viel zu geheimnißreich.

Quantitätsverschiedenheit sich verwandelt zu dem auf Heterogenität und Getrenntheit deutenden Verhältniß der Qualitätsverschiedenheit. *)

Das Entstehen hiervon vermittelt eine Grenzlinie, welche beide Totalitäten gegenseitig ziehen, sich abschließend, indem sie sich gegenseitig anerkennen. Die Grundlage stellt die Abweichung, sofern letztere Verflüchtigung ist, freiwillig über sich. Dies mag von einem

---

*) Ich hatte diesem Gedanken beim ersten Niederschreiben folgende Note angeschlossen.

Für Philosophen von Handwerk die Bemerkung, daß schon Fichte's Wissenschaftslehre den ideellen Beweis für Identität des Quantitativen und Qualitativen liefert. Hier bietet der empirische eine Synthesis, die zu einer gewissen Identität aller Empirie und alles Wissens führen muß, aber mit der Materialität des Bewußtseyns eng verschlungen ist.

Hinzufügen muß ich die den Manen des scharfsinnigen Denkers gebührende Erklärung, daß, so lange er der subjektiven Betrachtungsweise treu blieb, etwa wie Göthe in der Farbenbetrachtung den subjektiven Versuchen am Organ des Auges, sich ihm das Geheimniß des Weltalls, der idealen Seite nach, in aller seiner Tiefe erschlossen hatte. Der echten Naturgesetzlichkeit, ja allen Bedingungen des Göttlichen, entspricht seine ideale Erscheinungswelt. Er fehlte nur darin, daß er seine vollendete Synthesis in der Erscheinung nicht aus der Urthesis ableitete, sondern daß er auf letztere zurückwirken wollte. Daher beugte er die Wirklichkeit oft willkührlich. Daher zog er sich den Einwurf zu, sein Idealismus sey eine subjektive Fiktion. Das ist er nicht; eine Realität besaß er wohl, aber nur nicht die, welche aus dem ungelöseten Zusammenhang der Urthesis entstehen mußte.

durchaus physischen, fast mechanischen Grund herrühren; denn alle Verflüchtigung geht einmal, sinnlich betrachtet, hinaus, oder, nach unsrer Anschauungsart, in die Höhe. Die Grundlagen räumen der Abweichung das Vermögen ein, in einer Form, die wir Erkenntniß nennen, sich mit ihnen zu identifiziren; sie erkennen diese unvollkommenern Vereinigungen für die höheren an, und erklären sich der Kraft beraubt, ihrem Wesen die Abweichung in der der Abweichung zustehenden Form der Erkenntniß zu unterwerfen. Der Grund ist leicht einzusehen! —

So läßt nach Erscheinungsbedingungen, deren Richtigkeit das Bewußtseyn selbst behauptet, dieses nemliche Bewußtseyn sich als Erscheinung auffassen, die vollkommen derjenigen Verflüchtigung entspricht, deren Wesen das Bewußtseyn einsehen will.

Dies Ereigniß ist keinesweges gleichgültig: es ist vielmehr willkommen; aber es ist nicht begründend. Wir dürfen uns Glück wünschen, in dieser Betrachtung des Bewußtseyns keinen Widerspruch entdeckt zu haben. Aber eines Fundaments vermögen wir uns deshalb noch nicht zu freuen. Ich will jene Erscheinung gern für das Urphänomen des im Bewußtseyn sich selbst bewußten Menschen halten, und will ihn glücklich preisen, daß er auch in sich als Erstes nur eine Modifikation des Gesetzes findet, das in der Schöpfung der Erde, laut dem ersten Vers der Genesis schon den Anbeginn bezeichnet. Im nächsten Abschnitt werde ich entwickeln, wie die Worte, welche die Vulgate und Luther mit Himmel und Erde übersetzt, die erste Trennung zwischen Grundlage und Abweichung in einem Sinn aussprechen, der Physik, Geschichte, Philosophie und Theologie zugleich umfaßt. Es wird sich zeigen, wie keine Wissenschaft

Neues hervorbringt, wie alle echte Wissenschaft nur das Aelteste bestätigt. Wir werden hier den Grund ausgesprochen finden, aus welchem in der Physik ein Oxyd und die Kalien, im Körper, Systole und Diastole, nebst so manchem andern erscheinen muß.

Nun zu Göthe's Farbentheorie. Denn wenn die eben mitgetheilte Behauptung über das Bewußtseyn sich im Gebiet das faktischen Werdens, im Gebiet der subjektiven Selbstbeschauung, und im Gebiet der Erscheinungswelt gleichmäßig bestätigen muß; so erzeigt sich die Farbentheorie vorzugsweise hülfreich, hier mit der Betrachtung und mit der Anschauung vorzudringen.

Ich hatte mich über zwei Totalitäten, die eine der Basen, die andere der Abweichungen, ausgesprochen. Göthe's Farbeneintheilung ist dreifach. Aber sehr bedeutend schien mir im vierten Heft zur Naturwissenschaft, daß der dortige Nachtrag zur Chromatik, diese Classifikation erklärend, von der ersten Farbengattung, der physiologischen, nicht unmittelbar übergeht zur zweiten Classe scheinbarer Farben, sondern gleich zur dritten, der physischen, und daß Göthe in die zweite Classe die vermittelnden Phänomen bringt, welche jener ersten und dritten Classe zwischen liegen.

Ich muß hier einige Worte über Vermittlung einschalten. Im produktiven Organismus tritt alle Vermittlung auffallend zurück. Das Grundgesetz ist Vereinigung und Reproduktion. Nur wird es oft schwer, die Reproduktion von der Vermittlung zu unterscheiden. Daher sind die Verwechslungen beider nicht selten. Aber alle Vermittlung im Organismus

neigt sich zur Zwitterartigkeit und zur Afternatur. In der Erscheinungswelt walten die Vermittlungen, als Folgen von Wirkung und Gegenwirkung vor.

Hiernach läßt sich vielleicht sagen: die erste und dritte der Farbenclassen Göthe's bilden polare Gegensätze, und grade deshalb stehet ihnen beiden zusammengefaßt, abermals die zweite Farbenclasse als Gegensatz entgegen. Dann besäßen wir reale Farben, und scheinbare Farben, nemlich Farben, deren Realität die Scheinbarkeit; und Farben, deren Realität ein organisches Element oder ein physisches Wesen bildet.

Kaum kann es der Erwähnung bedürfen, daß diese Gegenüberstellung die im Wesen der Sache begründete Eintheilung Göthe's keinesweges aufheben soll, sondern daß sie nichts mehr seyn will, denn eine vorübergehende Zusammenstellung, aus welcher sich ergeben wird, wie die göthische Forderung eines trüben und eines hellen Medium zur Farbenwirkung auf einer Wahrheit beruht, die bis zur Urwahrheit hinaufreicht.

Erst nachdem die Abweichung von der Grundlage sich getrennt hatte, ist faktisch und historisch (was der folgende Abschnitt von der Genesis und den Zendschriften darthun wird) die Steigerung der Abweichung zur völligen Sonderung zu stande gekommen. Es trat die höhere Verflüchtigung ein, mit der das Licht entstanden, von welchem Licht vielleicht wohl zu glauben seyn mag, daß es für farblos anzunehmen ist.

Aber wenn sich das Licht wirklich bis zur Farblosigkeit gesteigert hat, dann sind auch die Farben ganz gewiß nicht Modifikationen des Lichts.

Wollte man nun unterscheiden, ein Zurücksinken des Lichts in die Dichtigkeit und Trübe, von einem Wiederbegegnen des Lichts mit der Trübe; so könnten

als Produkte des erstern Vorgangs, die physisch physiologischen Farben, immer nicht Produkte oder Modifikationen des Lichtes seyn. Sie entständen *ja*, sofern das Licht sich seiner Lichtqualität begiebt, *weil* es zurückkehrt in seinen Gegensatz. Die scheinbaren Farben aber, als Wirkungen eines Wiederbegegnens des Lichtes mit der Dichtigkeit oder dem Trüben, wären eben dadurch das, was Göthe von ihnen behauptet.

Wollte man aber auch nach meiner Unterscheidung von Grundlage und Abweichung oder von Immanenz und Emanenz sagen: in ihrer Grundlage, in ihrer Immanenz, sind alle Farben latent, nemlich ihre chromatische Qualität manifestire sich nicht, und sie könne sich nimmermehr ohne ein präexistentes Licht manifestiren, so wäre abermals das Licht nicht Farbe.

Kurz, das Licht entsteht aus einer Steigerung der Verflüchtigung zu solchem Grade, daß wenn dieser Grad erreicht wird, eine Durchsichtigkeit eintritt, mit deren Daseyn die Farbenerscheinung im reinen Licht unmöglich ist. Es muß das Frühere, man mag es Grundlage, Dichtigkeit und Trübe nennen, zu Hülfe kommen. So ist denn die Einwirkung des Lichtes auf die Farben eine zwiefache.

1.) Das Licht hindert, daß die elementaren Farben — so nenne ich die physischen und physiologischen — latent oder unsichtbar bleiben. Es bewirkt, daß die physischen, namentlich die chemischen Farben, sich hinüber leiten zu uns, etwas das durch die Luft allein, ohne Annahme der Lichtqualität, schwerlich möglich seyn würde. Wenn dem Schall und wenn den Düften die Luft genügt; so braucht die Farbe eine nochmalige Verfeinerung, durch welche sie zu uns gelangt. Es bewirkt aber auch dieses Licht, daß den subjektiven oder physiologischen Farben, ein Element

gegeben werde, in welches sie hineintreten können, um aus demselben zur Erscheinung verflüchtigt, als Erscheinung uns wieder zurückzukehren. Im Licht legen die subjektiven Farben ihre organische Beschaffenheit ab — eine Beschaffenheit, welche ihr Wesen uns so nahe bringt, daß wir es nicht von uns als reflektive Abweichung von der Base unterscheiden können, und das nenne ich Latenz — um, entfernt von uns, statt latent zu bleiben, sichtbar zu werden.

2.) Das Licht bewirkt, daß aus einem Widerbegegnen seiner Eigenthümlichkeit, der Helle nemlich, mit dem Trüben ein scheinbares Wesen als Vermittlung entstehet, das sind die scheinbaren Farben.

Nun frägt sich aber — grade wie beim Bewußtseyn nach entdeckter Uebereinstimmung seiner Gesetzlichkeit mit der Urgesetzlichkeit ähnliche Frage laut werden muß — auch jetzt bei zugegebener Vermittlung und Wechselwirkung noch; welches der Urquell der Farben sey? ob das Licht, oder ob die Finsterniß? — Und so gewiß, ja noch nothwendiger, wie die Abweichung von der Grundlage, nicht aber die Grundlage aus der Abweichung herrührt; so gewiß muß die Finsterniß für die Quelle der Farben erkannt werden. Denn gewiß entspricht — auch nach Göthe — die Finsterniß der Grundlage, der Dichtigkeit, der Immanenz. Aus dieser ist — wie der nächste Abschnitt naturgeschichtlich und der Offenbarung wörtlich entsprechend zeigen wird — in zweiter Aeußrung, als zweite Abweichung von der Grundlage, als Sonderung, das Licht geworden. Das bis zur Lichtreinheit gesonderte Licht bleibt einmal aus der Finsterniß entsprungen. Die Farben aber bedürfen zu ihrem Erscheinen der Wechselwirkung eines aus der Finsterniß entsprungenen Lichts und der Finsterniß selbst noch.

Daß nun Finsterniß mit der Dichtigkeit, also mit der Grundlage, aus der sich die Abweichung verflüchtigt, zusammenhängt; dafür sprechen mehrere in Gothes Chromatik aufgezeichnete Wahrnehmungen. Sie sind deshalb so wichtig und schätzbar, weil sie uns gewisse Gesetze und Verhältnisse versinnlichen, welche lediglich aus der ersten Veränderung, nemlich der Abweichung von der Grundlage, erklärbar, in keinem andern Wege an unsere Sinne zu bringen und zu erklären gewesen wären. Ich theile Einiges mit.

Ein dunkler Gegenstand erscheint kleiner als ein heller von derselben Größe. §. 16.

Das Schwarze, als Repräsentant der Finsterniß, läßt das Organ im Zustand der Ruhe, das Weiße, als Stellvertreter des Lichts, versetzt es in Thätigkeit. §. 18.

Die Farbe ist ein Schattiges σκιερόν, deswegen sie Kircher lumen opacatum nennt. (§. 69.) Die blaue und violette Farbe ist dem Finstern, dagegen die gelbe und rothe der Helligkeit verwandt. Gewisse Lichterscheinungen umgeben dunkle Körper mit Schatten von blauer Farbe, helle Körper mit Höfen von gelber und rother Farbe.

Ein Urphänomen in der Farbenlehre ist es, wenn wir auf der einen Seite das Lichte, das Helle sehen, auf der andern die Finsterniß, das Dunkle, nun die Trübe zwischen beide bringen, und nun aus diesen Gegensätzen mit Hülfe gedachter Vermittelung sich gleichfalls in einen Gegensatz die Farben entwickeln, die alsbald durch einen Wechselbezug unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder hindeuten. (§. 175.)

Legt man einen weißen Streifen auf schwarzen Grund, so vereinigen sich über solchen die beiden Er=

treme von Helligkeit und Finsterniß und erzeugen das Grün. Man erblickt alsdann folgende Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth.

Bringt man auf ein weißes Papier einen schwarzen Streifen; so wird sich der violette Saum darüber hinbreiten und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwischen liegende Schwarz, wie vorher das dazwischenliegende Weiß aufgehoben, und an seine Stelle ein prächtig reines Roth erscheinen, der Purpur. Die Farbenfolge ist:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

Nach und nach können im ersten Falle Gelb und Blau dergestalt übereinander greifen, daß die beiden Farben sich völlig zu Grün verbinden. Man sieht dann

Gelbroth
Grün
Blauroth,

und im 2ten Falle:

Blau
Purpur
Gelb. §. 215. und §. 216.

Diese Scala erreicht man durch Deckung.

Gelbroth
Gelb
Weißes
Blau
Blauroth.

Zerlegt man sie in ihre Elemente, so sind diese:

Blau
Blauroth
Schwarzes
Gelbroth
Gelb. §. 246.

In der tabellarischen Uebersicht der Farbenlehre Heft IV. zur Naturwissenschaft werden als entsprechende Gegenüberstellungen folgende angetroffen.

Licht erweitert, Finsterniß verengt.
Helles Bild vergrößert, dunkles verkleinert sich.
Helles Bild nähert, dunkles entfernt sich.
Licht blendet, Finsterniß stellt her.

So tritt das Widersprechende in Uebereinstimmung, und Göthes drei Farbenklassen bleiben unverändert. Aber ich will zurückkehren zu meiner früheren Gegenüberstellung von organischen und von phänomenischen oder scheinbaren Farben. Diesen letztern hatte ich ein latentes Daseyn zugeschrieben. Dieses Daseyn konnte nicht in Helligkeit bestehen; das Gegentheil allein war dafür möglich. Aber fiel dies Dunkel wohl zusammen mit dem vollendeten Schwarz? Unmöglich; da das Schwarz gleich dem Weiß dem völlig todten atomistischen Reich angehört! Wenn jene Dunkelheit eine Farbe war; so konnte sie nur der Farbe des Organismus, dem Grün sich nähern.

Aber war eine Farbe der Grundlage möglich, bevor durch zwiefache Steigerung der Abweichung das Licht emanent ward aus derselben? — Sie war möglich, insofern latente Farbe überhaupt möglich ist. Folgendes nemlich verdient Beherzigung. Das We-

sen (ich sage nicht die Farbe, ich sage das Wesen) des Trüben war vor der Lichtemanenz völlig unmöglich. Doch nicht unmöglich vor demselben war das Wesen des Organismus. Dieser blieb in der Grundlage; er blieb als Farbe verborgen. Dies nun, was als Farbe verborgen blieb, erschien nach der Lichtemanenz als Farbe zwiefach. Was phänomenisch und chemisch Produkt der Wiedervereinigung wurde, war physiologisch Urfarbe gewesen.

Fragen wir nemlich: ob in dieser Manifestation als Farbe sich das Organische näher der Trübe oder näher der Helligkeit angeschlossen habe: so können wir nur antworten, es habe sich der Trübe inniger angeschlossen, weil es seinem Wesen nach dieser mehr entspricht wie der Helligkeit. Als Höchstes der Helligkeit bewährt überall sich der Purpur, das reinste Roth. Wie wir nun aber auch die Chromatik verfolgen mögen, in allen Verhältnissen, unter allen Bedingungen stellt sich dem Purpur das Grün gegenüber. Ich setze dies näher zu entwickeln die angeknüpften Beziehungen fort.

In der Scala, welche §. 215. §. 216. u. §. 246. der Chromatik enthält, verwechseln Grün und Purpur auf nemliche Weise ihre Eigenschaft, wie weiß und schwarz diesen Wechsel vollbringen. Auch könne wohl, sagt Göthe, der zufällig undurchsichtige Zustand des rein Durchsichtigen weiß genannt werden; und durchsichtige Körper stehen ihm auf der höchsten Stuffe unorganischer Materialität. §. 494. und §. 495. Dagegen entspringt uns nach Göthe das Schwarze nicht so uranfänglich wie das Weiße. Verbrennung, Kohle und andere Arten der Entziehung des Lichts, der Luft, der Feuchtigkeit und des Brennlichen erzeugen das Schwarz. Auch die Säurung verursacht Schwärz-

ung. Indeß erhöhen nach §. 290. alle Säurungen das Mehr der Farbe, wenn Alcalien das Weniger bestimmen.

Diesem allen wird es nicht entgegen seyn, wenn ich sage, das Undurchsichtige, sofern es durch das Licht zufällig durchsichtig werden könnte, wird sich schwerlich als Schwarz darstellen, weil Schwarz keinesweges uranfänglich, vielmehr durch Entziehung von Bestandtheilen entsteht, die dem Uranfänglichen einwohnen. Wir haben im Schwarzen nur die Undurchsichtigkeit des Todten, oder des Wiederverdichteten, nicht die des ursprünglich Dichten. So möchte Grün; die Farbe alles dessen, was der Erde entwächst, das Abbild der immanenten Farbe der Grundlage seyn.

Diese grüne Farbe stellt sich abermals her, wenn alle Farbengattungen sich wieder vereinigen; diese Wiederherstellung nun mag der Eine für ein Symbol, der Andere für einen Beweis annehmen, daß, gleich wie alle Farbe, so auch überhaupt Alles im Kern vereinigt war.

Diese grüne Farbe gleicht dem Keim alles organisch Wachsenden, wie Purpur die höchste Blüthe alles phänomenisch Erscheinenden ist.

Diese grüne Farbe ist dem Wesen eigen, aus welchem nicht nur die mehrmals dargestellten fünf Farben des in Erscheinung übergehenden Wachsens, sondern auch die zwei Farben entgegengesetzter Beschaffenheit; Schwärze und Weiße entstehen, die atomistisch gemischt grau erzeugen. Aus der Grundlage, die vor der Lichtschöpfung nicht der Farbe, sondern dem Wesen nach der Grüne muß entsprochen haben, entfalten sich durch Einwirkung des Lichts alle Farben. Sie vereinigen sich wieder zum Grün; und

aus derselben Grundlage entfaltet sich durch Entseelung Schwärze und Weiße. Es scheint als ob, wenn tödtendes Einwirken der Kraft des Verdichtens überwiegt, Schwärze, (s. Seite 84.) und wenn tödtende Kraft der Verflüchtigung, z. B. Luft, Licht u. s. w. überwiegend einwirkt, Bleiche zu entstehen, die sich bis zur Weiße steigert.

Mir scheint es nicht bedeutungslos, daß Göthe die Blendung roth, deren Umkehrung grün bezeichnet; ferner, daß das Wachsende grün, das Verbrennende roth erscheint, endlich, daß das im Lichtverkehr erschöpfte Auge sich im Grün wieder Kraft und Nahrung schöpfen muß.

Sogar wenn Göthe den malerischen Effekt der beiden Farben charakterisirt, bleibt alles im entsprechenden Verhältniß.

Purpur, das reine Roth, ohne alle Beimischung von Blau, giebt ihm, durch Vereinigung der gesteigerten Pole von Gelb und Blau, eine eigentliche Beruhigung, die er eine ideale Befriedigung nennen möchte. Es ist, sagt er, die höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzter Enden, welche theils actu, theils potentia alle andere Farben enthält; und das Purpurglas zeigt eine wohl erleuchtete Landschaft in einem so furchtbarem Lichte, wie der Farbenton über Erde und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet seyn müßte.

Grün, sagt Göthe, giebt dem Auge eine reale Befriedigung. Das Auge und das Gemüth ruht auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen; man will nicht weiter, und man kann nicht weiter. Uebrigens entsteht diese Farbe, wenn man Gelb und Blau, die ersten und einfachsten Far-

ben, bei ihrem ersten Erscheinen auf der Stuffe ihrer ersten Erscheinung zusammen bringt.

Runge stimmt hiermit völlig ein, wenn er sagt: drei Farben giebt es bekanntlich nur. Wenn wir diese in ihrer ganzen Kraft annehmen, und stellen sie uns wie einen Zirkel vor, z. B.

Roth
Orange Violet
Gelb Blau
Grün,

so bilden sich aus den drei Farben, Gelb, Roth und Blau drei Uebergänge, Orange, Violet und Grün.

Auch hier wie immer, stehen sich Roth und Grün gegenüber; jene als Höchstes der Farbenerscheinung, wodurch denn schon dieses Grün zur Grundlage wird, indem Grün die Basis des aus ihm sich verflüchtigend verklärenden Purpur darstellt. Selbst das Wort purpur scheint die vollbrachte durch Verklärung vollendete Reinigung zu bezeichnen; wie denn ich auch im vorigen Abschnitt, das Wort Reinigung beleuchtend, auf eine zwiefache Reinheit aufmerksam machen mußte. Es war dieses die Urreinheit als Eigenthümliches der Unveränderlichkeit in der Grundlage alles Wesens, und es war die durch Aussonderung vollbrachte Reinigung, gleich einer Erscheinung derselben oder einer refraktären Reinheit.

Auch ideal nennt Göthe den Purpur, das Grün hingegen real. Und wenn ich bedenke, daß dem Idealismus das Höchste die Synthesis war, hingegen Schelling schon es indirekt aussprach, daß dieser Synthesis eine Urthesis vorausgehen müsse; so scheint mir auch hier das ideale Roth, nach Göthe, die Vereinigung zweier gesteigerter Pole, eine Farbensynthesis zu

bilden, der eine Urthesis vorangegangen seyn mußte, aus der jene sich refraktär verflüchtigt.

Bei den Versuchen, mit dem schwarzen und weißen Streifen Papier auf entgegengesetztem Papier vorgenommen, kam es darauf an; ob das Schwarze oder ob das Weiße, beides die Stellvertreter von Hell und von Trübe überwog. War die schwarze Unterlage das schwächere Weiß zu bezwingen fähig, so entstand an die Stelle dieses letzteren Weißen das Grün, (Vergl. S. 83.) Ueberwand die weiße Unterlage das schwächere Schwarz; so entstand Purpur.

Im erstern Falle füllte das Dunkel die Lücke abermals mit einem gleichsam durchsichtig gewordnen Dunkel d. h. mit Grün aus.

Im letztern Falle verklärte das Helle jedes Dunkel zum Purpur.

Das Mindern von Durchsichtigkeit — gleichsam eine Wegnahme der spätern Lichtschöpfung — stellte das Grün wieder her.*) Das Mehr von Durch-

---

*) Also abermals führt uns das Trübe zu dem erfreulichen Grün, und bringt uns in Erinnerung, daß wir unser Urtheil über das Dunkel und über die Nacht nicht übereilen sollen. Wie früh ich dieser Gesinnung gewesen und wie nothwendig sie mir war, kann ich durch eins meiner frühsten Gedichte bekunden, eine Romanze, gewiß vor fünf und zwanzig Jahren schon niedergeschrieben. Ungewiß damals, ob eine innere Stimme in mir nicht vielleicht blos individueller Gefühlsausdruck seyn möchte, legte ich jene Worte einem besonders bestimmten Charakter in den Mund; ich gab dem Individuum den Namen Timbrio. Das Gedicht redet unter andern die Nacht mit den Worten an:

Endlich bist du aufgeduftet,
Nacht, gleich einer dunkeln Rose,

sichtigkeit — die Macht der Lichteinwirkung — verklärte zum Purpur.

Und es darf mein Haupt sich schlummernd
Tauchen in den Blumenodem.
Büsche, Lüfte, Wälder, Berge,
Steine, Schatten, Thäler, Wolken,
Sind zu einer Blume Blätter
All zusammen nun geflossen.
Meine Lippen können ruhen
An dem duftgen dunklen Schooße,
Meine Seele kann nun trinken
Aus dem tiefen, tiefen Bronnen,
Meine Augen dürfen baden
In den lichtlos warmen Wogen
Findend in den dunkeln Fluten
Eine tiefe goldne Sonne.
Alles, alles kann ich fühlen,
Was im Arm der Erde wohnet,
Wenn ich so mein Antlitz drücke
In die nächtge Blumenkrone,
Und im Grund des Kelches dämmern
Seh den Stern von lichtem Golde.

Weiterhin heißt es:

Was am Tage sich die Tage
Einzeln von der Erde borgen
Saugt mein Herz in einem Tranke
In sich, Nacht! in dir verloren.

Es muß mir daher wohl ungemeine Freude erregen S. 309. z. Naturwissenschaft folgendes zu lesen.

„Zugegeben, daß der Tag vom Urquell des Lichts ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdiene; so folgt noch nicht, daß die Finsterniß, weil sie uns unheimlich macht, abkühlt, einschläfert, sogleich als böses Prinzip angesprochen werde müsse; wir sehen vielmehr in einem solchen Verfahren die Kennzeichen düstersinnlicher, von den Erscheinungen beherrschter Geschöpfe.“

Mag man nun auch immerhin dies alles nur als Wechselwirkungen betrachten, mag man versuchen, das Helle dem Dunkeln, und mag man versuchen das Dunkle dem Hellen wieder zu entlocken, die Er-

---

Mir scheint nach Eintritt derjenigen Urscheidung, über welche der folgende Aufsatz, die Zendschriften betreffend, mehreres darlegt, alles Wesen eine gewisse Doppelheit angenommen zu haben. So ist es mit der Nacht, so ist es mit dem Licht. Diese Doppelheit der Wesen hat auch so manchen Religionsstreit, ja vielleicht die meisten dogmatischen Spaltungen hervorgerufen. Das Licht läßt uns das Wahre sehen, und kann Wachsthum erregen. Aber es blendet, es verzehrt auch. Eben so ist die Nacht ein Doppeltes, sie ist das heilige Dunkel des Kernes jenseit des Anfangs und ist die Wiederverfinsterung des Todten. Mangel an ruhiger Beobachtung hindert oft beides gehörig zu unterscheiden. Daraus entsteht manches Mißverständniß. Aber Vieles klärt sich durch jene Unterscheidung auf. So möchte ich von hier aus einen Blick auf die Betrachtung der Astrologie S. 172. zur Naturwissenschaft wagen, und den Grund angeben, aus welchem die Astrologen den direkten Widerschein schädlich erklären. Jenen direkten Widerschein sahen sie an als das absolute Gegenüber der vegetabilen Kraft, also als Feind des Organismus. Dieser Feind galt ihnen aus tausend Gründen für schädlich, bald um des Uebergewichts willen der dem Organismus ein überrasches Leben zuwandte, bald um des dualistischen Verhältnisses willen, bald wegen des Mangels aller Vermittlung, die, stets produktiv, um so mehr Eingang gewann, als der Wiederschein selbst schon vermitteltes Wesen geworden war, und nun glücklich vermittelnd sich bewies. Auch hierüber giebt uns der Ackerbau Belehrung. Wenn z. B. der Traubenglut die südliche Abdachung, so ist der Vegetation aller Cerealien die südwestliche Abdachung vorzüglich günstig, im Allgemeinen aber der oblique Sonnenstrahl ihr willkommner wie der direkte.

folge beider beobachtend und daraus weiter folgernd; stets wird ein nahmhafter Unterschied im Hellen und im Dunkeln oder in den durchsichtigen und undurchsichtigen Mitteln sich erneuen. Letztere, an sich jedesmal empirisch als trüb anzusehen, wie jede Masse eines durchsichtig genannten Mittels zeigt, (§. 178. der Chrom.) erfahren keine Steigerung der Durchsichtigkeit durch Vermehrung der Masse des Durchsichtigen, sondern sie gewinnen an Trübheit, aus dem richtigen Grund, weil es keine vollkommene Durchsichtigkeit giebt.

Erstere, die undurchsichtigen, werden durch Vermehrung der Masse des Undurchsichtigen noch undurchsichtiger.

Eine Erscheinung, worauf ich großen Werth lege! Denn offenbar bleibt das Undurchsichtige sich selbst mehr homogen, wie das Durchsichtige. Offenbar geht im Durchsichtigen jene stets mit der bald physischen, bald moralischen Gährung verbundnen Basenumkehrung vor, der jederzeit eine Täuschung anhängt. Offenbar wird der Himmel durch die Masse seines Undurchsichtigen nicht durchsichtiger, sondern trüber. Offenbar geht also in der Durchsichtigkeit durch Vermehrung ihrer Masse jene täuschende Entstehung der Erscheinung vor, durch welche das Durchsichtige sich als trüb zeigt, und wieder bis zur Dunkelheit steigert.

Von dieser Dunkelheit behaupte ich, sie entstehe durch Wiedervereinigung der Synthesis. Sie muß jeden darauf führen, daß es noch eine andere Dunkelheit gebe, die jener gegenüber stehet, wie Urthesis. Und ich komme darauf zurück; aller Irrthum, der je die Menschen befangen, alles, worauf die heiligen Schriften sämmtlicher Völker sich beziehen, ist die Verwechslung der Synthesis mit der Urthesis. Die

refraktäre Nacht, welche das Undurchsichtige zu Stande bringt, ist keinesweges jene Urnacht, aus welcher das Leben gequollen.

Hiervon haben fast alle Mystiker*) und Astrologen eine Ahnung gehegt. Tief in ihrer Seele, in ihrem Gefühl kannten sie diesen Unterschied, ohne sich ihn deutlich gemacht zu haben. So wendeten sie ihn an, einem Schlüssel gleich, den nur sie besaßen, vielleicht auch der eine oder der andere ihrer Leser mit ihnen. Es war zufällig; ob sie Leser fanden, denen der gemeinsame Schlüssel nicht mangelte, sobald es auf die entscheidenden Stellen ankam.

*) Wenn früher verpönt war, sich bei wissenschaftlichen Untersuchungen auf einen Mystiker zu beziehen; so darf es vielleicht hier versucht werden, seitdem Göthe aus dem Buche: Naturae naturantis et naturatae Mysterium in scuto Davidico etc. einiges mit der Ueberschrift: Wahres, mystisch vorgetragen, S. 315. a. a. O. mitgetheilt hat. Auch das unterstützt meine Behauptung vom Grün. Dort heißt es:

Die Farben — obgleich nach Licht und Finsterniß verschieden, gehen dennoch aus einem centro, welches den Grund aller Farben in sich hat. (Das behaupte ich sey die Grundlage des Organismus.)

Das Licht in progressu aus der Finsterniß, hat zum ersten Grade das Rothe.

Das Licht in regressu, die Finsterniß erbärend, hat als ersten Grad das Grün. Das höchste Weiß verklärt sich im Rothen, das höchste Schwarz verliert sich im Grünen.

(Nun behaupte ich, jenes Grün reflektirt die Urfarbe, die uns eben so unsichtbar ist, wie das im Weiß reflektirte Licht.)

Durch Vermischung des Gelben und Blauen entsteht das Grün; hingegen Roth und Gelb entstehen aus keiner

So scheint der von Göthe S. 300 u. f. des Ersten Bandes zur Naturwissenschaft angeführte Tilesius hiervon mit Aristoteles ein richtiges Gefühl gehabt zu haben, wenn er eine Nacht des Lebens und eine Nacht des Todes unterscheidet, indem er, von niger color, elementis ab igne combustis gehörig sprechend, die bedingende Bemerkung macht: „nigrum colorem humidi copia fieri Aristoteli interdum visum fuisse." Eben so war — was näherer Darlegung vorbehalten bleibt — Tilesius in seinen Behauptungen über Kälte und Wärme, allerdings auf dem rechten Wege. Aber jener Unterscheidung entweder nicht bewußt geworden, oder sie nicht im Vortrag beachtend, war es ihm unmöglich, jene Umkehrung der Basen darzustellen, wodurch, seiner Behauptung scheinbar entgegen, das Helle kalt und das Dunkle heiß eben sowohl wird, wie die Schwärze des Verzehrten sich in Bleiche, und diese wieder in Schwärze verwandelt.

Vermischung, sondern urständen aus dem natürlichen Fortgange des Lichts, welches in seiner wesentlichen Geburt nicht hinter sich, vielmehr vor sich geht.

(Ich behaupte, Vereinigung ist zum Organischen nöthig, zum Phänomenischen genügt Wirkung und Gegenwirkung. Was der Organismus innerlich realisiren will, das stellt das Phänomenische äußerlich dar.)

Die rothe Farbe gehört dem Marti, die grüne der Veneri. Im Rothen eröffnet sich das Feuer, im Grünen ist Verbergung.

(Aber das Feuer ist verflüchtigende Verzehrung und die latente Farbe der Grundlage nenne ich grün.)

Im Rothen ist Suchen und Begehren: im Grünen ist Hoffen und Erwarten, (also im Grün offenbar größere Realität.)

Darum ist uns so wichtig, das Wiederentstehen des Dunkeln im Hellen, der neuen Verdichtung in dem verflüchtigten Wesen kennen zu lernen. Hätten wir die Beobachtungen an Naturereignissen von genetischer Beschaffenheit ergründen wollen; so würden sie niemals zu Stande gekommen seyn; denn hier ließ sich der Faden nicht finden, welcher auf die Abweichung des Erscheinens geführt hätte. Im Erscheinungsgebiet mußte die erste Entdekkung gemacht werden. Sie war nur vollziehbar an den Farben. Und hier hat Göthe den ersten entscheidenden Schritt gethan, uns über einen Gegenstand zu enttäuschen, der, Jahrtausende hindurch verdunkelt gewesen, mit der Schöpfung der Welt innigst zusammen hängt.

Denn Göthes Chromatik der scheinbaren Farben zeigt, wie — nachdem ein vegetabiles und animales Leben sich aus einer früheren Abweichung von der Grundlage längst gebildet hatte — durch eine spätere abweichende Verflüchtigung ein Element der Durchsichtigkeit zu stande gekommen, in welchem durch die nicht absolut vertilgte Undurchsichtigkeit oder Trübe das phänomenische Daseyn einer Welt gefärbter Schatten zur Wiedererscheinung nach Gesetzen kömmt, die sich ungleich sichrer und bestimmter darstellen, wie die der Vegetation und des Organismus.

Diese Lichtschöpfung aber muß ich betrachten als eine Steigerung jener ersten Abweichung oder Verflüchtigung, aus welcher alles Naturleben geworden, weil in dem viel durchsichtigeren Spiegel dieser Verflüchtigung die frühere Verflüchtigung abermals sichtbar wird.

Ich kann nicht unbemerkt lassen, daß auch Schelling, streng genommen, das Licht in diesem Sinne angesehen hat. Er sagt in seiner Weltseele S. 5. S. 15. u. S. 17.

„Wir kennen das Licht nur in seiner Entwicklung. Höchst wahrscheinlich ist es auch nur in diesem Zustand ursprünglicher Bewegung fähig, unser Auge als Licht zu rühren.“

„Es ist ausgemacht, daß das Licht, welches beim Verbrennen der Körper zum Vorschein kömmt, aus der umgebenden Luft und zwar dem Theil derselben seinen Ursprung nimmt, der Lebensluft heißt, weil er die vorzügliche Base der Entwicklung ist.“

„Was wir Licht nennen, ist das Phänomen einer höheren Materie die noch vielfacher anderer Verbindungen fähig ist, und mit jeder Verbindung auch eine andere Wirkungsart annimmt.“

„Im Licht, obwohl es das einfachste Element zu seyn scheint, muß eine ursprüngliche Duplicität angenommen werden, wenigstens scheint das Licht der Sonne die einzige Ursache zu seyn, die alle Duplicität auf Erden anfacht und erhält.“

Gewiß! setze ich hinzu, bezweifelnd, ob jemals wohl diese Stelle gehörig gewürdigt worden. Und ich will anschließen, was ich mir damals beim ersten Erscheinen der Schellingschen Schriften im Studium derselben, namentlich der Weltseele, die ich dem System der Philosophie vorzog, angemerkt habe. Es hatte Beziehung zu mythologischen Gegenständen und zu einer Betrachtung der Fermentation, mit welcher ich mich damals beschäftigte. —

„Sollte das Licht uns nicht sinnliche Anschauung aller Entwicklung seyn? In der Coexistenz des stehenden Seyns der Dinge und ihres Ueberganges in einen neuen Organismus, d. h. in ihrer Entwicklung, scheint diese letztere das Licht, jenes das Lichtlose." —

„Langt wirklich Licht aus der Sonne bei uns an? Entwickelt sich nicht die Natur der Erde, sich in die Natur der Sonne umwandelnd? Das Material, das uns diese Entwicklung zeigt, einem Träger dieser Entwicklung gleich, wäre dann das Licht, das Resultat solcher Entwicklung aber die Sonne, als der zum Focus gesteigerte Keim. Dies würde mit Herschels Behauptung stimmen: das Licht der Sonne sey bloßes Phänomen einer steten Decomposition ihrer Materie, welche Herschel dadurch unterstützen will, daß er den Ursprung des Sonnenlichts mit einer Entwicklung innerhalb unsrer Atmosphäre in Verbindung stellt. Das, was aus dem Keim decomponirt ward, bis es Focus geworden, kehrt in der neuen Gestalt zum Keim zurück."

Wie sehr hiermit diejenigen Resultate übereinstimmen, welche Schubert's jüngst erschienenes Buch, die Urwelt und die Fixsterne enthält, will ich nur vorübergehend erwähnen.

Wenn sich nun auf der Ueberschrift zu gegenwärtiger Abhandlung als Gradationen der Veränderung auch Verkörperung, Verwandlung, Gährung angedeutet finden; so sollten diese lediglich jenen Wartesteinen gleichen, deren die Beiträge zur Naturwissenschaft S. 370. gedenken. Ich will hiermit nur andeuten, daß jeder Verkörperung, welche stets ein Wiederkörpern ist, eine Verflüchtigung vorausgegan-

gen seyn muß, und daß gleichmäßig die Verwandlung eine frühere Körperlichkeit voraus setzt. Doch hierüber, so wie über die Gährung spare ich meine Betrachtungen auf. Denn um nicht Schöpfung und Wiederschöpfung zu verwechseln, halte ich gern Schritt mit dem Gang, welchen in der Tradition die Geschichte der Schöpfung wirklich befolgt.

Die stets sich auf Göthe beziehenden Anknüpfungen aber, wenn sie nicht schon aus der Sache selbst gerechtfertigt seyn sollten, finden auch noch darin einen Grund, daß ich jeder Entwicklung vorzugsweise zugethan bin, die sich, einem fortgehendeu Faden gleich, aus früheren wissenschaftlichen Entdeckungen ableitend, ungern als Selbsterdachtes, oder als in uns zuerst entsprungene neue Wahrheit darstellt. Wo aber fände ich für meine Entwicklungen eine reichere und festere Grundlage; als in dem was Göthe bald entdeckt bald angedeutet hat? —

Auch noch eins führt mich auf diesen Geist. Er betrachtet die Welt als Erscheinung, und er sucht das Urphänomen. Dies Erfassen als Erscheinung finde ich nirgends so treu, so bewährt wie bei ihm. Die Welt als Erscheinung offenbart sich Göthe mit solcher Wahrheit, daß es ein leichter Schritt wird, das Erscheinende in Werdendes und Gewordenes, aus dem Quell alles Wesens Urständendes zu übersetzen.

Die Genesis und die Zendschriften.

Aus aller Neigung unserer Zeit, sich in Meinungen zu trennen, tritt doch ein übereinstimmender Trieb hervor, der Trieb, dem Dualismus entgegen zu wirken. Fichte's Synthesis, Schellings Identität, Hegels copulativer Begriff verfolgen dies Ziel. Auch Baader hat denselben Punkt vor Augen. Aber Baader unterscheidet sich in seinem Verfahren. Er will z. B. Stoff und Geist von Grund aus ungetrennt wissen; deshalb braucht er weder Synthesis, noch Identität, noch copula. Ihm entsteht das Böse durch jene vorher unternommene Trennung im Wesen, welche sich durch nachherige phänomenische Verbindung wieder aufheben zu können vermeint. Der Verstand ist ihm eben so nichtig da, wo er sich in Materie, wie da, wo er sich in Form festgerannt hat. Baader ist nicht der Meinung, daß Stoff und daß Form erst durch den hinzugekommenen Geist wieder beseelt werden müßten. Die wahrhafte Materie — kein caput mortuum — und die wahrhafte Form sind ursprünglich dasselbe, so lange ihnen beiden der ursprüngliche Geist überall inwohnend geblieben. Baader erklärt sich gegen die Vernunft nur, sofern sie erst decomponiren will, um wieder componiren zu können, und sofern sie ihre Composition, die lediglich phänomenen Charakter trägt, für wahrhafte Schöpfung hält. Er wirft ihr den Unglauben an die Urthesis vor. Seine Philosophie ist dialektische Darstellung der ur-

sprünglichen Untrennbarkeit, und jenes unauflöslichen Zugleich von Stoff und lebendigem Geist.

Aber Synthesis ist ein ideales Wesen. Insofern sie den Dualismus ideell aufhebt, stiftet sie einen neuen Gegensatz mit dem Reellen. Mögen sich Realität und Idealität auch im Erscheinungsgebiet wieder einigen, so zeugen sie nicht von der Ureinheit. Sie bleiben, wenn sie solche als Annahmen zulassen, ein Reflex derselben, und behalten dadurch dualistischen Charakter. Oder sie meinen wirklich zu vereinigen; dann müssen sie einen dualistischen Ursprung voraussetzen, den sie aufzuheben meinen.

Doch auch über Dualismus habe ich mich einigermaßen deutlich zu machen. Und kaum läßt sich die Erscheinung des Dualismus — denn reell ist er nicht — anders, als in den Zahlen- und in den mathematischen Figurenverhältnissen anschaulich machen.

Synthesis und Urthesis von der einen Seite, Ideal und Real von der andern Seite lassen sich nicht unterscheiden, ohne daß jedem der beiden ersten Unterschiede die Doppelheit der beiden zweiten Unterschiede mitgegeben ist. Jede der beiden letztern Verschiedenheiten unterscheidet sich wieder nach Maasgabe der beiden erstern Verschiedenheiten. Kurz es entsteht eine Vierfachheit. Wie Urthesis und Synthesis verschieden sind, so besitzt auch jede von beiden eine andere Realität; die Synthesis z. B. die Realität des Idealen. Wäre dies wohl möglich, wenn nicht in der Realität der Urthesis eine Beschaffenheit anderer Art anzutreffen seyn müßte? —

Doch nicht hierauf kömmt es jetzt an, sondern auf die Zahlen. Das frühe, ja das beinahe erste Hervortreten der Zahl Viere ist keinesweges zufällig. Gewiß ist vier die Grundzahl, gewiß ist das Quadrat die Figur der Grundlage.

Sobald das ursprünglich Eine, oder die eine Grundlage, sich durch Abweichung verändert, entsteht keinesweges die zwei; sondern sie erscheint nur. Abweichung und Grundlage, statt die zwei zu manifestiren, statt sie zu begründen, zeigen diese Zahl nur an.

Mit der Viere verhält es sich anders! — Abweichung und Grundlage sind niemals gesondert. Wer beide sondert, verkennt beider Eigenschaft. Aber sobald sie entstehen, bildet sich ein neues Verhältniß. Wir sehen bald in der Abweichung die Grundlage als Erscheinung wieder, oder wir sehen aus der Grundlage die Abweichung hervorgehen. So entstehen zwei gleiche Verhältnisse, deren jedes sich wieder aus zweien Verhältnissen bildet, aber diese sind abermals ganz die nemlichen mit den erstern.

Dadurch werden die Vier, das Quadrat und der Kubus so ungemein wichtig. Zweierlei muß sich sogleich darbieten.

Zuvörderst sind hier vollkommene Zahlen entstanden. Denn Abweichung und Grundlage, der Anbeginn der Zweiheit, sind verschieden. Sie dürfen nicht getrennt und gezweiet, aber sie dürfen unterschieden werden. Trennt man sie in die Zwei, so sieht beides, das Erste wie das Zweite, völlig gleich aus. Es ist jedoch nicht gleich; es soll nicht als gleich betrachtet werden. Aber durch die Zweiung wird es fälschlich gleich. Und so finden wir die Zwei mit

Recht als böse Zahl verschrieen. Denn sie zerstört das Innere, und sie blendet den Sinn. Das Gemüth, welchem die Abweichung völlig gleich mit der Grundlage wird, ist zerrüttet. Der Sinn, der sie getrennt wähnt, ist verblendet.

Wie anders spricht sich dagegen die vier aus? Jede der vier Einzelnheiten stellt sich hier der andern völlig gleich, grade so wie die Zwei dieses Bestreben zeigte. Aber in der Vier kömmt die Einzelheit, kömmt auch die völlige Gleichheit zu stande; und sie darf zu stande kommen. Die Vier vermag einmal sich in keiner ihrer Einzelheiten darzustellen, ohne zugleich das ursprüngliche Ganze, die Urthesis darzustellen. Denn bei der Vier darf eine jede der vier Einzelheiten in die andere übergehen, und die Einzelheit kann nicht, ohne die Ganzheit herzustellen, sich manifestiren.

Die Vier also trennt niemals vom Wesen; auch nicht einmal theilweise wie die Abweichung. Denn ein Exodus ergebt sich, weder aus ihr, noch aus einer ihrer Einzelheiten. Sie ist das Bild der ewiglichen Rückkehr zum Urwesen. Es ist die Wunderzahl, die uns andeutet, wie wir als Einzelwesen keinesweges gezweit sind, wie wir als Einzelwesen vollkommen im Urwesen heimisch zu bleiben vermögen, und wie wir, uns mit uns selbst vereinend, auch mit dem Urwesen, und uns mit dem Urwesen vereinend, auch mit uns selbst vereint finden. Die Vier kann uns niemals zerrütten, die Vier kann uns niemals verblenden.

Daher das überwiegende Bestreben im Zahlen- und Figurenverhältniß ja in der Weisheit und Theologie alles auf die Vier zurückzuführen, als z. B. durch die Tetraktys, den magister matheseos und die Quadratur des Cirkel.

Es ist keine Thorheit, letztere den Stein der Weisen zu nennen. Denn alle umfassende praktische Weisheit wird nimmer höher gelangen. Wer, dem wahren Sinn des symbolischen Ausdrucks nach, in der Quadratur des Zirkels nicht ferner Widerspruch und Räthsel erblickt, der mag seelig entschlafen. Aber man verwechsele den echten Geist der Sache nicht mit jenem Irthum, der ein Resultat durch Berechnung und Demonstration erringen wollte, welches so wenig in diesem Wege sich gewinnen läßt, daß sogar das Symbol in seiner Form ein Veto über dies Unternehmen ausdrückt.

So sey denn die Vier vorläufig als diejenige Zahl angesprochen, in welcher die Urthesis sich manifestirt. Sie sey das Symbol der Ureinheit, wenn in der Drei sich die Wiedervereinigung des Getrennten, und das Mittel ankündigt, durch die Wiedervereinigung der ursprünglichen Einheit dereinst von neuem theilhaft zu werden.

Wenn an die Stelle des in sich geschlossenen, durch die Trennung aber völlig verschwindenden B, sich ein A. b. und ein B. a. manifestirt; so muß der Doppelheit in einem jeden dieser Beiden das ihm gegenüberstehende Doppelte als Ungetheiltes erscheinen; deshalb wird solches als Vereinigendes zu betrachten nothwendig.

Stellt nun die Vier die ursprüngliche Einheit des Urwesens wirklich wieder her; so vereinigt die Drei nach seinem Bilde den Widerspruch, oder die gezweite Natur. Die Abweichungen vereinigen sich in der Drei vermittelnd. So ist denn die Vier Symbol der Ureinheit, die Drei Symbol der Vermittlung für die verlorne Ureinheit.

Der Mystik, die sich fast unwillkührlich hieran knüpft, entsage ich mit Absicht, wiewohl es mir schwer wird, mich derselben zu entziehen. Aber es kann nicht entgehen, wie sehr die Drei der Vier bedarf. Die ursprüngliche Vier muß da seyn, damit sich die Drei manifestiren kann. Jene ist früher, diese erscheint früher. (Siehe S. 97. des ersten Hefts dieser Schrift.) Und hieraus haben wir uns die Tetraktys und den pythagoräischen Lehrsatz zu erklären. Das Quadrat der beiden Abweichungen und das Urquadrat gleichen sich wieder, und stellen sich vollkommen her. Zu diesem Quadrat führt die Hypothenuse, wenn sie sich in Quadrat verwandelt.

Die Tetraktys aber, zum Dezimalsystem führend, soll, indem sie uns das Wesen in diesem andeutet, zugleich den böslichen Irrthum aufdecken und hindern, welcher rückwirkend aus diesem System entstehen kann.

Nehme man an — verschiedner Gründe wegen bleibe ich diesmal bei der bloßen Annahme stehen — das Dezimalsystem unterscheide sich vom Duodezimalsystem dadurch, daß es zur Absicht habe, die absolute Trennung der Zahl vom Stoff zu hindern; so giebt ihm dieß eine sehr hohe, ja religiöse Bedeutung. Doch wenn in vielen Fällen die tiefste und die geheimnißvollste Wahrheit durch Mißbrauch des Vollkommenen die gefahrvollere zu werden drohet; so scheint die Vollkommenheit der Zahl Zehn und des Dezimalsystems durch Theilung in Fünf zum Abgrund zu stürzen. Das Mangelhafte wird durch den Mißbrauch niemals so verderblich, niemals so täuschend, wie das Vollkommene. Die fünf ist die böseste aller Zahlen, noch schlimmer wie die Zwei; denn aus der Fünf wird alle Rettung unmöglich. In der Zwei nemlich erscheint der Dualismus ohne wirklich Dualismus zu

seyn. In der Fünf ist der Dualismus tief gewurzelt, ohne als solcher zu erscheinen, und die Sieben ist heilig, weil sie hindert auf die Fünf zu kommen.

Nemlich die Zehn, wird sie getheilt, stellt zwei Hälften dar, so durchaus gleich, daß die sofort sich einstellende Erinnrung an die Parallele es völlig unmöglich macht, zurückzukehren zu einem genetischen Verhältniß, in welchem sich das Primitive von dem Abgeleiteten, das Schaffende von dem Gewordnen unterscheiden läßt. Drum soll man in Sieben und Drei theilen.

Die Fünf verhindert alles Wiederherstellen der Vier und alles Wiederherstellen der Drei, zwei Zahlenverhältnisse, welche nach S. 97. H. 1. zur Zehnzahl führen.

Die Fünf ist durchaus und in allen Beziehungen dualistisch. Denn bei nochmaliger Trennung ergiebt sich auf jeder Seite zwei und ein halb; also die dualistische Zwei, welche die Einheit verdoppeln und ein halb, welches die Einheit theilend als Verringerung der Einheit, die Eigenschaft der Einheit theilen will, nicht aber verringern.

Niemals in diesem Wege die Eins suchen zu sollen, das scheint uns die Tetraktys zu lehren, indem sie einen Ursprung anderer Art andeutet. Und hiermit genug vom Dezimalsystem.

Die Charakteristik des Duodezimalsystem fordert eine sehr ausführliche Darstellung Kaum ist es möglich sie zu geben, ohne ihren Ursprung anzudeuten, welcher im Thierkreis aufzusuchen ist. Deshalb beschränke ich mich auf folgende Bemerkung.

Das Dezimalsystem strebt Stoff und Form vereint zu erhalten, indem es die Drei und die Vier nebst der eins und der zwei in einem Verhältniß er-

halten will, das stets der Realität in der Urthesis entspricht.

Das Duodezimal stellt die drei und die vier (durch den Satz: drei mal vier ist zwölf,) nebst den der Drei einwohnenden Eins und Zwei in ein reines Zahlenverhältniß von idealistischer Beschaffenheit, das die Realität der Synthesis besitzt.

Diese wenigen Blicke auf das Zahlenverhältniß, zur Beleuchtung der Vorstellung von Dualismus, mußten einer Betrachtung von zwei der ältesten Religionen vorausgehen, deren eine entschieden als Monotheismus anerkannt wird, während die andern vom Vorwurf des Dualismus nicht völlig frei geblieben ist.

Im Hinaufdringen zu den ältesten heiligen Sagen begleiten uns zwei bedeutungsvolle Rücksichten.

Zuvörderst frägt es sich: ob übereinstimmende und abweichende Sagen aus einem Quell abzuleiten sind, oder ob wir annehmen, sie haben sporadisch sich gebildet, wie sie hier und dort in einzelnen Menschen- und Völkergruppen hervortreten? Letzteres scheint kaum möglich. Die einzelnen Sagen entsprechen sich viel zu bedeutungsvoll. Auch sind wohl die Menschen nicht an einzelnen Stellen der Erde zum Vorschein gekommen; sie zweigen sich von einem Stamme ab.

Dagegen lassen sich alle Abweichungen sehr leicht erklären. Denn die Geschichte der Erde und der Menschen ist eben eine Geschichte der Abweichungen, mittelst derer neue Verbindungen abermals sich bildeten. Wie verändert nicht der Lauf der Zeit alle Dinge! Die Erde, die Gewächse, die Thiere, die Menschen

sind anders geworden. Man werfe einen Blick in Links Urwelt, in des Grafen von Sternberg Pflanzen der Vorwelt u. s. w. Mit den Menschen und in den Menschen ändern sich ferner die Meinungen. Abweichende Meinung ward nicht selten Anlaß von Kriegen und von Völkertrennungen.

Zum andern fragt es sich daher nun: ob in den Trennungen die sich Trennenden wirklich Verschiedenes glaubten und erstrebten? oder ob nicht sehr oft das Entsprechende anfangs nur verschiedenartig ausgedrückt ward?

Hatten die Individuen sich geändert; so konnten die Gegenstände des Glaubens noch lange unter ihnen unverändert fortleben. Aber die Mittel des Ausdrucks waren verschieden geworden. Die, welche der eine Stamm wählte, entsprachen nicht denjenigen, deren sich ein anderes Geschlecht bediente. So war es möglich, daß sich eine relative Verschiedenartigkeit bildete, daß man sich eine Irrthümlichkeit, ja Fratzenhaftigkeit der Meinungen vorwarf, die nur aus Fremdartigkeit und Sonderbarkeit der Mittel entsprang sich auszudrücken, und aus Unfähigkeit sie zu verstehn.

Aber auch eine wesentliche Verschiedenartigkeit im Wollen, Glauben und Meinen hat nächst jenem statt gefunden.

So waltete denn wohl in den frühsten Völkertrennungen, die selten ohne dogmatischen Anlaß waren, eine Verschiedenheit im Wollen und Meinen, ferner eine Verschiedenheit im Verstehen ob.

Beides ist streng zu sondern, und beim Studium der ältesten heiligen Urkunden wohl zu berücksichtigen. Es werde die erste kritische Regel, zu prüfen, ob die Abweichung aus der Verschiedenartigkeit der Mittel

des Ausdrucks oder aus der Verschiedenartigkeit des Wollens und Meinens selbst hervorgehe. Dann möchte, was an sich anzunehmen ist, Bestätigung finden, daß irgend eine Urkunde in die Urkunden aller Völker übergegangen und mehr oder weniger daraus herzustellen sey.

Wahrheiten über das erste Wesen Gottes und des ersten Weltalls, zu denen wir uns — so verändert wie wir einmal jetzt uns anerkennen müssen — unmöglich noch hinaufzuschwingen vermögen, sind gewiß in ältester Zeit verewigt worden. Gewiß sind diese Verewigungen auch so beschaffen gewesen, daß sie dastanden als gemeiner Glaube, dem gegenüber sich keine heretische Ansicht erhob. Schwerlich hat irgend ein Volk jene ältesten Urkunden bis zur völligen Verneinung oder bis zum völligen Nichtachten ihres Inhalts verläugnet. Eine Annahme anderer Art liegt ungleich näher. Statt wegzuläugnen, statt zu bestreiten, ist vielleicht die angefeindete Urkunde ihrem ganzen Inhalt nach in die Meinung und Ansicht übertragen worden, aus deren Fundamenten ein Angriff auf sie hervorgieng. Auch seiner eigentlichen Ausdrucksmittel kann der übertragende Theil sich bedient haben, um besseres Verständniß zu erreichen, aber auch, um in den Ausdrucksmitteln sich als erleuchteter zu bekunden.

So weit ich mit den Denkmälern einer frühern Zeit Bekanntschaft gestiftet, habe ich gefunden, daß Völker, deren Lehren jeder vermittelnden Vereinigung zu widerstreben scheinen, wie z. B. Aegypter, Hebräer, Parsen, Hindou und Sinesen bis zu einem dogmatischen Thema hinaufreichen, dem sie mehr oder weniger anhingen. Schon in diesem mehr oder weniger liegt, daß sie auch davon abweichen, theils

dogmatisch, theils dem bloßen Ausdruck nach. Das weitergehende Fortwachsen der einen wie der andern Abweichung in isolirter Richtung, hat zuletzt die Erscheinung einer unbedingten Verschiedenheit hervorgebracht. Diese Erscheinung hat das mit aller Erscheinung gemein, daß sie ein der Wahrheit des Werdens entgegengesetztes Resultat nach außen kehrte. Aller dieser Verschiedenheit liegt das Entspringen der Abweichung aus einem gemeinschaftlichen ersten oder Urglauben zum Grunde, dem alles ergeben war.

Welche Urkunde haben wir wohl, um diesen gemeinschaftlichen Urglauben wieder richtig zu erkennen, als die erste und älteste anzusprechen? —

Diese Frage, wichtig scheinend, ist gleichgültiger als man glaubt. Denn wenn sich Pentateuch und Zend-Avesta bei richtigem Auslegungsverfahren entsprechen, so frage ich nicht weiter nach dem höhern Alter, sondern wende mich unbedingt zum Pentateuch, dem etwa jetzt noch lebenden Parsen überlassend, sich an den Zend-Avesta zu wenden. Der Pentateuch ist einmal die Urkunde, bis zu welcher die heiligen Bücher des Abendlandes hinaufreichen. Unsere Voraltern haben im Geiste der letztern gelebt, wir sind in diesem Geiste belehrt und in das Leben eingeführt worden. Wollen wir uns nicht in Reflektiren und in Glauben oder in Annehmen und in Glauben unglücklich zersplittern, so bleiben wir beim Pentateuch, und suchen in diesem das wieder zu finden, was uns zu finden noth ist.

Und wenn ich über dieses letztere Buch auch manches sage, was neu scheinen möchte, wenn ich oft einen Sinn entdecke, der mir bisher noch nicht richtig erfaßt bedünken muß: so gebe ich solche neu scheinende Deutung der Prüfung anheim. Denn ich werde nie

Abweichung von dem Wörtlichen, sondern innigste Uebereinstimmung mit dem Buchstaben suchen. Ferner habe ich bis jetzt keinen Widerspruch, vielmehr staunenswerthe Uebereinstimmung mit aller der Wahrheit entdeckt, welche die abendländische Kirche, bevor sie Trennung zerriß, uns lehrte; zugleich habe ich befunden, daß mancher Widerspruch, der im Gebiet der Profanwissenschaften die Gelehrten bedrängt, Standpunkte gewinnt, von welchen aus er verschwindet.

Am wenigsten aber will ich den Glauben erschüttern, welcher dem bisher streng angenommenen bildlichen Wortsinn treu blieb. Ich denke hierüber wie Sokrates im platonischen Phädrus, wenn der Weise über das Deuten der Mythen spricht. Wer unbedingt den Worten unserer überkommenen bildlichen Darstellung glaubt, der glaubt gewiß das Rechte. Warum soll ein Gemüth nicht das Einschlafen Adams und daß Gott ihm eine Rippe entnommen, für Wahrheit halten, ohne über den Sinn der sogenannten mythischen Darstellung Belehrung zu fordern?

Es sagt ihm die Schrift hier immer so viel wie Plato im Symposion den Aristophanes sagen läßt, daß Mann und Weib ursprünglich Eins waren, und daß das Weib dem Manne von neuem angehörig werden soll, aber mit einer gewissen Unterwerfung und Ergebung. Ohnehin wirkt jene mythische Darstellung auch in moralischem Betracht besser, denn jedes Gebot. Wie oft auch es als Lehre ausgesprochen werde, daß die Frau dem Manne ergeben und folgsam seyn soll; immer bleibt es ein intellektueller Diktatorspruch, unterstützt mit Gründen, die sich zur Noth auch bezweifeln ließen. Eindringlicher wie alle moralischen Gründe — die den Menschen gemeinhin mit sich

selbst entzweien — wirken, namentlich beim Weibe — und auf das soll ja gewirkt werden — Anschauungen, wie jene, welche die Bibel giebt, und die zugleich der Wiederhall von einem wirklich Geschehenen sind. Die Einprägung jener bildlichen Vorstellung, und der nie erschütterte Glaube an das begründende Faktum werden ihres Zweckes bei dem Weibe schöner und vollkommner erreichen, wie alle Vernunftgesetze. Und grade die moralischen Pflichten sollen ja nicht eingesehen und erkannt, nein, sie sollen ausgeübt werden. Es ist die Ausübung grade hier das Wesentliche.

Aber unendlich oft auch wird grade in dem bildlichen Ausdruck sich eine Wahrheit der Sache offenbaren, die keine zweite Darstellungsart in gleichem Grade herzustellen fähig wäre. Dies deutet auf eine nothwendige Entsprechung zwischen dem bildlichen Ausdruck und dem Wesen der Sache.*) Der Mensch aber, weil er dies ahnt, strebt den Schlüssel zu einer Uebereinstimmung zu finden. Er hofft in diesem Wege historische, theologische, physische und philosophische Wahrheit als eine und dieselbe zu entdecken.

Daß der Geist der heiligen Schriften nicht dualistisch sey, darüber ist man wohl einig. Dagegen hat man die Religion des Zendvolks zuweilen mit Tadel um

*) Auch den Gestattungen der römischen Kirche laufen meine Versuche nicht entgegen. Denn weise überall, ist sie weise auch darin gewesen, daß sie noch durch keine Entscheidung festgesetzt hat, wie die Genesis zu erklären sey, ob wörtlich oder symbolisch. Sie hat also der Untersuchung dies Feld noch offen gelassen.

Dualismus belegt; sie scheint Vielen auf dem durchgehenden Gegensatz eines guten und bösen Prinzip zu beruhen. Nach Creutzer sollen die Zendbücher entweder ganz bestimmt von der Zweiheit ausgehen, oder von Ormuzd zu unbestimmt reden, um ihn als oberste Einheit annehmen zu können. Der Bun-Dehesch dagegen setzt Zervane Akerene ganz bestimmt als Urgrund der die Zweiheit vermittelt, nemlich Ormuzd und Ahriman bedingt. Creutzer glaubt, daß durch Annahme einer esoterischen und eksoterischen Ansicht, welche abgewaltet, sich der Widerspruch lösen lasse.

Rhode ist entgegengesetzter Meinung. Er weiset nach, daß Ormuzd und Ahriman aus Zervane Akerene hervorgegangen, und übersetzt diese Worte ungeschaffene Zeit.

Die richtige Uebertragung jener beiden Worte ist von solcher Wichtigkeit, daß fast alles von ihr abhängt. Wir besitzen aber sehr abweichende Versionen derselben. Jeder Verehrer der Zendschriften hat sie seiner philosophischen Weltansicht nach Möglichkeit angepaßt. So z. B. auch v. Hammer in seinem orientalischen Kleeblatt. Dagegen ist nichts zu erinnern. Denn alle Wahrheit, die aus einer entfernten Zeit oder von einem entfernten Volke zu uns hinübergelangt, wird eine zweifache Wahrheit hegen, gleichsam verbergen. Die eine, relativ, bezieht sich auf des Lesers Anschauungsweise, und hilft, daß für diesem der Gegenstand oder das Dogma lebendige Bedeutsamkeit gewinne. Jede alterthümliche Wahrheit muß auch einer späteren Sinnesweise sich von neuem anzuschließen fähig seyn. Dies hindert aber niemals, daß wir streben sollen, den Sinn einer alten Ueberlieferung den Bedingungen gemäß aufzufassen, mit denen als gleichzeitig oder vorhergehend wohl ziemlich

jeder dogmatische Ausspruch muß im Zusammenhang gestanden haben. Daß die Parsen schon einen Satz anerkannten, den wir noch anerkennen müssen, befriedigt minder als es uns fördert, den gesammten Organismus ihres religiösen und politischen Lebens in allen seinen Bestandtheilen, beseelt von einem Geiste zu erblicken, einem Geist, der übereinstimmt mit etwas, das wir überall in der Kraft des Unveränderlichen und des Unvergänglichen erblicken. Wir dürfen, wenn wir das Alterthum erforschen, eben so wohl dasselbe uns anzueignen versuchen, wie wir befugt ja verpflichtet sind, jenes Alterthum seinem schlummernden Urgeist nach, wieder in uns herzustellen. Auch ein objektives Verstehen desselben sollen wir erstreben.

So scheint mir denn in jenen bedeutungsreichen Worten der Zendschriften dasselbe ausgesprochen zu seyn, was die ersten hieratischen Buchstabenzeichen, welche der Genesis voranstehen, ausdrücken. Zervane Akerene enthält, meiner Ueberzeugung nach, denjenigen, vielleicht einzigen Glaubensartikel, über welchen alle Völker, laut den uns überkommenen Urkunden, unbedingt und ohne alle Abweichung eines Sinnes waren. Ich bin geneigt, jenen Satz der Urthese zu vergleichen, aus welchem die erste Abweichung hervorgieng. Ich betrachte als Quadrat oder Kubus, oder Grundlage dasjenige, was der gedachte Ausdruck enthält, und behaupte, die verschiedenen Völker drücken jenen übereinstimmenden Satz nur verschieden aus, nach Anleitung späterer ihnen eigenthümlich gewordener Vorstellungen, und nach Maasgabe einer Verschiedenheit in den Darstellungsmitteln, die sich jenen Vorstellungen gemäß abweichend gebildet hat.

Nemlich über die Grundlage waren alle Völker einig; auch wohl über die erste Abweichung. Aber in

Betreff des Verhältnisses der Grundlage zur Abweichung trennten sich ihre Dogmen, und insofern läßt sich sagen, daß diese Dogmen auch wohl in Betreff der Grundlage wieder einen abweichenden Inhalt gewannen.

Wenn ich vorläufig mit hieroglyphischer Hieratik die Grundlage B und die Abweichung A nennen möchte; so drückte die Genesis, nachdem die LXXII. den Anfang mit Elohi einstimmig verworfen hatten, die Grundlage B direkt durch ein die Grundlage selbst wiedergebendes Zeichen aus. Die Zendbücher drückten umgekehrt die Grundlage mit den aus dem Element der Abweichung hervorgegangenen Zeichen aus.

Nemlich die Erde und jede Art des Werdens ist, früher entwickelter Wahrnehmungen nach, entstanden aus einer uranfänglichen Grundlage durch Abweichungen, die, sich bis zur Sonderung steigernd, Wirkung und Gegenwirkung veranlaßten. Jedem Gewordenen und jedem Wiedergewordenen giebt bald die Eigenthümlichkeit der Grundlage, bald die Eigenthümlichkeit der Abweichung das charakteristische Gepräge oder den Stempel. Eben so verhält es sich mit den Buchstaben. Die eine Reihe derselben entspricht der Grundlage, die andere Reihe entspricht der Abweichung. Jener steht unbezweifelt und unveränderlich das Bd mit allen seinen Eigenthümlichkeiten als Quadrat an der Spitze. Letzterer läßt sich das A an die Spitze stellen. Nirgends kann die Grundlage ihre Stelle wechseln. Die Abweichung gestattet alle mögliche Compositionen, und danach darf bald dieser bald jener Bestandtheil an die Spitze der Abweichung treten. Das bewährt sich auch in der Sprache und in der Grammatik. So sehr entspricht im Weltall jedes und alles sich und gewissen ewigen Gesetzen.

Wenn Behauptungen wie diese neu genannt werden sollten, und vielleicht eine noch ungünstigere Bezeichnung erfahren möchten; so will ich wohl einräumen, zuerst sie direkt ausgesprochen zu haben. Aber sie sind mehrmals schon indirekt gemacht oder wenigstens vieles ist bemerkt worden, was grade auf ihren Inhalt führt. Angenehmer aber, wie meine eignen Meinungen in der Form neuer Aufschlüsse niederzuschreiben, ist es mir, zu entdecken, wie Andere bereits sich auf dem Wege zu meinem Ziele befunden haben, und diese Entdeckungen theile ich gerne mit. So knüpfe ich denn auch diesmal an eine Mittheilung an, die R...r unterzeichnet, S. 311. des 1ten Hefts zur Naturwissenschaft über den Ausdruck Trüb zu lesen ist. Vielleicht werde ich durch solch Verfahren um vieles glücklicher verstanden.

Der Verfasser, gegen den ich mich, nur sofern er von einem Vacuum spricht, erkläre, befindet sich auf dem Standpunkt derjenigen, welche mit den Darstellungsmitteln der Abweichung ausgerüstet, durch diese Mittel die Grundlage und deren Wesen ausdrücken möchten. Der ganze §. 27. a. a. O. wenn er von ihm herrührt, ist mir deshalb so höchst wichtig. Es liegt viel unbewußte Wahrheit in dessen Inhalt; die etwaige Unwahrheit entsteht lediglich aus der falschen Fiktion von einem leeren Raum. Wir lesen:

„Es scheint, als könne man bei Erklärung, Beschreibung, Bestimmung des Trüben, nicht füglich dem Durchsichtigen aus dem Wege gehen.“

„Die erste Minderung des Durchsichtigen, d. h. die leiseste Raumerfüllung, gleichsam der erste Absatz zu einem Körperlichen, Undurchsichtigen, ist die Trübe. Sie ist demnach die zarteste Materie, die erste Lamelle der Körperlichkeit. (Der Geist, der erscheinen

will, webt sich eine zarte Trübe, und die Einbildungskraft aller Völker läßt die Geister in einem nebelartigen Gewand erscheinen."

Völlig im Geist dieser Darstellung hat man die Religionslehren der Parsen oder des Zendvolks aufgefaßt. Man hat sie hochstellen müssen, weil, ihr gemäß, das Urwesen das Licht war, aus welchem als Böses Ahriman, der Fürst der Finsterniß entstanden. Man ist wahrheitliebend genug gewesen zu bekennen, daß unser Pentateuch keine so erhabene Lehre überliefre, ja daß er sogar die Schöpfung der Nacht vorangehen lasse.

Wäre dies alles vollkommen gegründet; so würde ich erklären, die echte Wahrheit enthalte der Pentateuch. Aber ich werde darthun, daß Pentateuch und Zend-Avesta vollkommen einstimmen. Ueber die Urthümlichkeit der Grundlage sind beide einig. Die Verschiedenheit liegt im Standpunkt ihrer Betrachtung. Die Genesis nennt uns im historischen Lapidarstyl, fern aller reflektirenden Betrachtung, erst die Grundlage, zum andern die Abweichung, und zum dritten den offenbarten Gott, (nicht den urthümlichen,) der die völlige Sonderung hinderte. Schon die Genesis sagt dogmatisch folgendes:

„Es war die Urgrundlage (die christliche Religion nennt es, Gott der Vater), dann kam die Abweichung (der Sündenfall), dann die vermittelnde Wiedervereinigung (der Versöhner oder Mittler, der zu Gott dem Vater zurückführt.)

Die Zendlehre sagt:

„Dem Anfang oder der Abweichung, war eine ungetheilte Grundlage vorausgegangen."

Der Genesis zufolge wurzelt das Dogma im Wesen. Den Zendschriften zufolge — wenn anders die

entscheidende Stelle im Bun-Dehesch nicht schon systematische Darstellung war, denn bekanntlich systematisirt der Bun-Dehesch den Zend-Avesta, — dogmatisirt ein Glaubensartikel über das Wesen. Dieser Behauptung werden fortgesetzte einzelne Erörterungen den Beweis liefern.

Der Verfasser der mitgetheilten Stellen R..r behauptet dagegen einen noch mehr abweichenden Standpunkt. Wenn der Zend sagt: vor der Abweichung (man wolle an Verflüchtigung denken) war die Grundlage; so sagt der angeführte Verfasser, die Abweichung (man wolle wieder an Verflüchtigung denken) gestaltete sich zur Grundlage.

Dies kann nicht seyn; also genug hiervon, um seine schätzbaren Sprachbemerkungen gehörig zu würdigen, ja zu benutzen für die Darlegung, daß jeder reine Sinn in den Buchstaben eine Reihefolge antreffen wird, welche dem Gang der Abweichung entspricht.

Der Verfasser führt mehrere Beispiele an, wie verschiedene Sprachen jene Mischung von Durchsichtigem und Undurchsichtigem ausdrücken, welche wir bald trüb bald blendend nennen. Ueberall findet er das r und l.

Nun behaupte ich, jener Reihe von Buchstaben, die der Abweichung gehören, läßt sich zwar das a an die Spitze stellen; aber wesentlich und wirklich hat ihr das r an der Spitze gestanden. Aus diesem hat sich das l, der liquide Consonant gebildet, welcher die Vokale repräsentirt, die anfangs der Bezeichnung entbehrten, weil man sie lange, sogar noch nach der Abweichung, ihrer Grundlage immanent hielt.

Deutet Bd die unveränderliche Grundlage an, der alle Abweichung, folglich auch alles Wachsen fern

lag; so deutet r den Anbeginn der Abweichung an. Merkwürdig ist hier die Mystik, oder wenn man will, die Onomatopöie der Sprachzeichen. Das r oder rsch gleicht dem Winkel und scheint der Keilschrift zum Grunde zu liegen ר, nähert sich auch dem völlig liquiden Lamed ל. Das Bd stellt das Rsch mit einer Unterlage dar ב. Merkwürdiger noch vielleicht ist aber, daß die heilige Schrift mit bewundernswürdiger Buchstabenmystik zuerst uns das Bd, oder die auf der Grundlage beruhenden Abweichung, nemlich ב, dann das Zeichen der Abweichung im ר als das zweite in der Geschichte des Weltalls darbietet, und daß der Sinn der ersten Worte den Commentar zu jenen Hieroglyphen enthält, daß er ihrer Bezeichnung völlig entspricht.

Wie nun r ר die Abweichung von der Grundlage, so deutet das liquide l ל die Sonderung an. Und, abermals merkwürdig, entspricht das r dem l. etwa eben so wie die Abweichung der Sonderung, jenseit welcher das ätherische Reich der Vokale beginnt, fünf Tönen gleich, die den fünf Farben entsprechen.

Eine Behauptung, die noch um einiges weiter geht, läßt sich deshalb dreist wagen, weil sich ihre wesentliche Begründung, in mehr denn tausend Wahrnehmungen faktisch erwiesen, zu Tage fördern läßt. R hat unter andern die Abweichung von der Grundlage bezeichnen sollen, welche sich als Wachsen und Werden manifestirt. L bezieht sich auf die Abweichung von Werden und Wachsen, welche den Charakter des Leuchtens und Erscheinens annimmt. Dies ist freilich eine feine Distinktion; aber sie ist begründet; und eben weil sie so fein ist; findet sich die Verwechslung oder der gemeinsame Gebrauch so häufig. Alle Beispiele, die Herr R..r a. a. O. mittheilt, be-

stätigen solches. Um aber ein Exempel zu erwähnen, das sich von der Vorstellung des Durchsichtigen entfernt, nenne ich ρεω und fließen, oder fluo, und erinnre an eine Consequenz im Lateinischen, welche Rhea, flumen und lux sehr bedeutungsvoll gegenüberstellt.

Um ferner mich auf eine meiner Aufgabe möglichst entsprechende Weise mitzutheilen, benutze ich ein Wort, das dem Ausdruck Kerêne sehr nahe zu liegen scheint, das κερ der Griechischen Sprache. Die Bedeutungen dieses Worts und die Uebergänge aus demselben sind höchstmerkwürdig. Seine Wichtigkeit in den Mysterien war daher keinesweges gleichgültig, wie ich in einer Abhandlung über diesen Gegenstand, durch Siklers Uebersetzung des Hymnus an Demeter veranlaßt, (s. Wiener Jahrbücher der Literatur, B. 17.) angedeutet habe. Als Resultat aus dieser Abhandlung und aus Ritters Vorhalle rekapitulire ich ganz in der Kürze mit einer gewissen subsummirenden Verallgemeinerung, der ich sonst selten geneigt bin: daß κερ das Wachsende, gleichsam natura naturans, κορ das Erwachsende, gleichsam natura naturata und κολ das Erscheinen des Lichts bedeutet; endlich daß κορ und κολ oft verwechselt werden. So ist κερ das Stammwort für Ceres und Demeter, κορ für Proserpina, κολ für alles Lichtwesen, wie z. B. nachdem die Heliosverehrung sich auf dem Isthmus zu verbreiten begann, Korieth, bald als Korinth, bald als Kolinth zu erscheinen anfängt.

So bedeutete den κερ wohl in gewissen Mundarten eine Nuance der ursprünglich mit r, oder ר ausgedrückten Abweichung. Es wäre eine Abweichung, die sich bereits der Sonderung, der Scheidung, der Schöpfung des Einzelnen näherte. Versehen aber mit dem a der Privation (welches nicht bedeutungslos

Viele für das primitive erklären) wäre akerehne das Ungetheilte, das Ungeschiedene, kurz die Grundlage vor der Abweichung. Also der negative Ausdruck für die Grundlage, wenn die Genesis bei dem positiven Wesen der Grundlage anhebt, stehet im Zend-Avesta obenan.

So wäre akerene nothdürftig erklärt. Aber wie ist es mit Zervane? Ist Zervane wirklich die Zeit? Gewiß hat dies Wort eine Beziehung auf Zeit, aber noch entschiedener deutet es auf Wachsen, Fördern, zusammenhaltendes Lenken hin. Wir dürfen vielleicht an ein ähnliches Verhältniß denken, wie das zwischen Demeter und Zeus. Nach der Scheidung — dies habe ich theils schon an andern Orten dargethan, theils behalte ich mir die bestimmten Erörterungen vor — wird in historisch nachzuweisender Folge das erste Ligament, die Religion in ihrem produktiven Charakter, das zweite Ligament die Herrschaft, das dritte ein Schauen, welches bald vaticinirend bald reflektirend sich äussert. Auf der letzten Stuffe stand das sogenannte Zendvolk, als Zoroaster seine Offenbarungen empfing.

Die dritte Station der Gottesverehrung, welcher manche Völker freilich vorübergingen, welche die Mehrzahl derselben aber betrat, war die Lichtanbetung; und die Parsen gehören zu den Völkern, bei welchem sie sich, wenn auch nicht zuerst, doch in einer merkwürdigen Vollkommenheit entwickelte. Was ich bisher von persischer Ikonographie kennen gelernt habe, läßt mich auch vermuthen, daß der Lichtverehrung ein Zeitraum vorwaltender politischer Herrschaft vorangieng. Nun ist es also sehr begreiflich, daß Zoroaster, mit dem wir die Periode der Lichtverehrung beginnen sehen, sich durch Ormuzd offenbaren läßt:

„vor jener Theilung, deren Folge erhaltendes Leben durch einen mächtigen Herrscher geworden, war alles Wesen eins und dasselbe, so wenig Abweichung von der einen Grundlage, daß alle Spur von Werden und Wachsen verschwindet, kurz, es war damals das Indivisibile."

Dieser Vermuthung über den eigentlichen Sinn der Worte Zervane akerene, bei der ich manches antizipirt habe, dessen Beweis ich schuldig bleibe, stellen sich verschiedene Argumente zur Seite, deren ich ganz summarisch gedenken will.

Das Werden des Ormuzd aus Zervane akerene, welches Hr. Rhode die ungeschaffne Zeit übersetzt, stehet überhaupt apodiktisch fest, wie das traditionelle Dogma, mit welchem die Genesis anhebt. Im Vendidad, dem einzigen erhaltenen der ein und zwanzig Bücher des Zend-Avesta, giebt uns jenen Ausspruch der neunzehnte Abschnitt oder Fargard als Bruchstück eines Gespräches, welches Ormuzd, der den ganzen Vendidad hindurch zu Zoroaster redet, mit Ahriman geführt hat, und welches er dem Zoroaster anvertraut. Diese Stelle muß ich in den beiden Uebersetzungen, welche wir besitzen, mittheilen; denn sie weichen ab. Sie lautet nach Klunker:

„Führe! Ormuzd Wort mit Havan im Munde, mit den heiligen Gefäßen und mit Hom! Ich bin's, der durch dies Wort den Behescht erweitert. Ehrst du dieses Wort, wünschest und thust ihm wohl; so sollst du Leben und Heil haben, Ahriman! Vater des bösen Gesetzes: Das in Herrlichkeit verschlungene Wesen (die Zeit ohne Grenzen) hat dich geschaffen; durch seine Größe sind auch die Amschaspands worden, die reinen Geschöpfe, heiligen Könige.

Ich, sprach Honover: das ist Ormuzd Wille u. s. w. und setzte die Schöpfung fort."

Beim Anquetil lauten die letzten Worte folgendermaaßen:

„l'Etre absorbé dans l'excellence t'a donné, le tems sans bornes t'a donné: il a ausi donné avec grandeur les Amschaspands, qui sont de pures productions et de saints Rois. Je prononçois ô Zoroastre l'Honover, en disant: C'est le desir d'Ormusd et je continuai la creation."

Hierbei ist mehreres zu erwägen.

Die Stelle beginnt mit einer Warnung. Es soll Ormuzd Wort im Munde geführt werden mit Havan, d. h. mit den heiligen Gefäßen und mit Hom. Dies scheint mir zu sagen; das Wesen des Lichts solle mit der Grundlage und in der Grundlage begründet verehrt und betrachtet werden. Ferner heißt es, daß Ormuzd Wort den Beheſcht erweitre. Beheſcht aber bedeutet, wie sogleich ich zeigen werde, das Wachsen der Wurzel. Ist dieser Sinn nicht einem Abweichen der Grundlage analog? Und gleicht eine Erweitrung der Abweichung nicht einer zweiten Abweichung, mit welcher sich das Licht manifestirt, gleichsam wie der Buchstabe r übergeht in l? — Demnächst wird dem Ahriman, dem Urheber des Bösen, Heil und Leben versprochen, wenn er jene Warnungen nicht vergißt, nemlich die Lehre, daß alles von der Grundlage urständet. Endlich wird ihm gesagt, daß auch er aus jener Grundlage stamme und nur sich trennend ausgeschieden habe.

Aber betrachten wir nun, wenn auch bloß der Uebersetzung nach, die Worte, mit welchen jene Grundlage bezeichnet wird. Sie berechtigen zu doppeltem Zweifel.

Zuvörderst bleibt noch ungewiß: ob der Sinn sey, das schaffende Wesen habe das Gute und habe das Böse, oder habe das Licht und die Finsterniß dualistisch zugleich entstehen lassen.

Demnächst bleibt ungewiß, ob nicht außerdem von zwei successiven Schöpfungsacten des schaffenden Wesens oder der Grundlage die Rede sey. Und es wird ganz klar, daß es sich also verhalte.

Das in Herrlichkeit verschlungene Wesen nach Kleuker, oder das Wesen absorbé dans l'Excellence, (Ehore mezdao) nach Anquetil darf wohl nicht mit dem Worte Zervane akerenne dergestalt verbunden werden, daß man beide identisch betrachtet, wiewohl sie sich entsprechen. Beide Uebersetzungen, verschlungen, noch mehr aber absorbè, deuten ein Beruhen in der Vollkommenheit ohne Trennung von ihr, sehr bestimmt aus. Zervane akerene deutet blos darauf hin und zwar mit einem abweichenden Sinn. Ersteres sieht die Grundlage aus einem Standpunkt an, der von dem letztern abweicht. Jenem nach, ist sie ein Wesen, welches alles durch Wachsthum gebiert, ein Wesen von schöpferischer Eigenschaft. Diesem nach, ist sie ein Wesen, welches das Geschaffene oder das Getrennte erhaltend lenkt und regiert. Das letztere ward aus dem ersten, und aus jenem letztern erst Ormuzd und Ahriman, Licht und Finsterniß. Also erst in dieser dritten Station fände sich der Dualismus; und wenn mit dieser Station das Reich der Erscheinung beginnt; so finden wir sie hier auch wirklich überall. Hier treffen wir jenes Undurchsichtige, jenes Trübe, das nicht ohne Durchsichtiges, jenes Durchsichtige, das nicht ohne Undurchsichtiges sich darstellt. Es sind die Bedingungen, welche der zweiten Abweichungsstuffe angehören.

Aber noch bewundernswürdiger zeigt sich der richtige Ausdruck der Zendschriften, sobald der richtige Sinn des Beiworts hergestellt wird, welches Ahriman führt.

Die Mythologie der Griechen lehrt uns, daß, wenn der Dienst der schaffenden Gottheiten der Verehrung des Lichts weicht, auch die Charakteristik des Bösen sich verwandelt. In der ersten Zeit ist das Böse der Tod; alles was aufhört zu keimen, zu zeugen und zu gebähren. In der letztern Zeit wird das Böse die Nacht, oder das Lichtlose. So verwandelt sich der Tartarus zum Orkus zuletzt zum Schattenreich.

Kanne, Pantheon S. 339. erklärt den Ahriman für die ewige geistige Finsterniß, welche die Farben ausgeströmt haben sollen. Schwerlich aber war die geistige Finsterniß ewig. Hr. Rhode giebt den Ahriman das Beiwort Todverschlungen. Doch diese Uebersetzung scheint nicht richtig. Verschlungen, wofür im Text sepento zu stehen scheint, und was Anquetil absorbé übersetzt, hat wohl einen Bezug zum Ormuzd, doch nicht zum Ariman.

An drei Stellen des Vendidad, im ersten, im neunzehnten und im zwei und zwanzigsten Fargard kömmt dieser Ariman mit dem Beiwort vor, welches Hr. Rhode todtverschlungen nennt, wofür aber Kleuker todtschwanger und Anquetil noch besser plein de mort setzt. Ariman ist voll des Todes. Nemlich weil er in eine selbstständige Region getreten, wird alles, womit er sich überfüllt, ihm zum Tod. Er gleicht jener Wiederverdichtung, welche Finsterniß in dem Sinne des Todes und der Entselung bedeutet.

Es wächst jedoch der übereinstimmende Sinn der angezogenen Stelle, je weiter man darin fortlieset.

Mit dem Ahriman sind zugleich geschaffen die Amschaspand, qui sont de pures productions et de saints Rois. Dieser Amschaspand sind nun sieben, und ihr Heerführer ist eben Ormuzd. Sie sind völlig gereinigte Wesen, und zugleich heilige Könige. Man wolle mir es nachsehen, wenn ich in der ersten Bezeichnung eine Steigerung der ersten Abweichung bis zur Lichterscheinung, in der letztern Bezeichnung einen Beweis finde, daß die Lichtanbetung des Ormuzd, deren Prophet Zoroaster war, der zwingenden Herrschaft einer weltlichen Macht succedirte, welche dem hieratischen Daseyn drohte gefährlich zu werden.

Nach dieser Betrachtung der entscheidenden Stelle des Vendidad, wende ich mich zu dem, was der Commentar das Vendidad, der Boun-Dehesch, an die Hand giebt.

Glücklicherweise hat Anquetil uns eine kurze Stelle aus dem letztern Buch zur Probe mitgetheilt und den wenigen Worten eine sehr buchstäbliche lateinische Uebersetzung beigefügt. Hier heißt es: der Zend lehre, wie zuerst aus der Wurzel (boun) entstanden sey (deheschnéh) Anhouma, welches der zweite Name des Ormuzd ist, und Ahriman, ferner wie seitdem über der Erde aus deren Wurzel Körper ohne Ende hervorgehen würden.

Diese Uebereinstimmung mit den ersten Lehren der Genesis ist zu einleuchtend, um Zweifel veranlassen zu können. Eine fortschreitende Betrachtung beider Bücher wird dies noch vollkommner darlegen.

Selbst die Uebersetzung Anquetil's und Kleukers ist beachtungswerth. Sie lautet beim letztern: Anfangs war die Wurzel gegeben; und Anquetil scheint nicht frei von Bedenken über die Version geblieben zu seyn. Denn er stellt die Worte also hin:

primum	super (e)	radice	dare
nadjesit	madam	boun	deheschnéh

Es wäre vielleicht möglich, daß deheschnéh den Sinn von geben behaupten könnte, gleichsam um die aus dem Standpunkt der Abweichung gedachte Grundlage anzudeuten. Aber gleich zulässig bleibt es, dieses Wort für entstehen zu nehmen. Denn das Wort Boun-Dehesch, heißt wohl, streng betrachtet, die Wurzel des Entstehens, nicht aber das Entstehen der Wurzel, dem, jedem Orientalisten bekannten Unterschied nach, daß die semitischen Sprachen den Genitiv zum Nominativ grade umgekehrt setzen, wie die abendländischen. Semitischer Sprachregel nach, kann boun nur der Nominativ seyn. Dann aber hätten wir hier den direkten und in Zervane akerene den indirekten Ausdruck für dasselbe Faktum und Dogma. Und daß akerene das Ganze, oder die Grundlage (also vielleicht die unbedingte Immanenz) müsse angedeutet haben, wird sogar aus der Pehlvisprache in dem Grade wahrscheinlich, daß diese eine Ableitung unterstützt, welche von mir aus allgemeinen Sprachbetrachtungen dem Worte κερ gegeben ward. Im Pelvi nemlich heißt aka vollständig, akhe das Weltall und rhene von vorne. Ferner finde ich im Pelvi für das Zendwort akerene das Wort akenahreh. Deutet dies alles nicht auf eine ursprüngliche Gleichheit, oder auf eine vollkommene Immanenz des Ursprungs hin? —

Aber noch ein bisher nicht erwähntes Sprachverhältniß bietet sich dar.

Wenn Boun-Dehesch, nach meiner Erklärung, Wurzel des Entstehens heißt, so bedeutet das Wort Dehesch so viel wie Entstehen, Werden, Wachsen. Es ist dasselbe, was ich als Anbeginn der Verände-

rung die Verflüchtigung nannte, die erste Abweichung von der Grundlage. Als zweite Abweichung, welche das Gebiet des Phänomenischen aufschließt, habe ich jene Steigerung der Abweichung angenommen, mit der die Durchsichtigkeit, dadurch aber Schein und Schatten, Helle und Trübe entsteht. Nun finden wir für den Begriff: zeigen, das Wort dzesch als Epitheton des Feuers. Wie merkwürdig! dhesch ist Werden, ist Entstehen. dzesch ist Erscheinen, ist Sichtbar werden.

Doch noch immerwährend häufen sich die Probabilitäten.

Ein sehr wichtiges Wesen in der Zendlehre ist Oruazeschte. Anquetil übersetzt das Wort: Leben der Seele von orué Seele und dzesch zeigen. Man sieht deutlich, wie der Entdecker des Zend-Avesta Bedenken getragen hat, den Geist oder die Seele als sichtbar darzustellen, und deshalb für Zeigen oder Erscheinen übersetzt hat, Leben. Aber grade hier muß es wohl zeigen heißen.

Nemlich Oruazeschte ist in der Parsenreligion das Feuer, und wird genannt Grund der Einigung zwischen Ormuzd und dem in Herrlichkeit (einige Uebersetzer sagen hier völlig unrichtig in Glanz verschlungen) verschlungenen Wesen, dem Ehore Mezdao.

Wie merkwürdig abermals! Ormuzd, mit dem die Lichtanbetung beginnt, ist entstanden aus dem einen Urwesen aus der Grundlage, und heißt gewöhnlich das in ihrer Herrlichkeit verschlungene Wesen. Er ist dieser Herrlichkeit entwichen aber nicht völlig getrennt von ihr. Diese Trennung hebt sich wieder auf durch eine neue Vereinigung, insofern Ormuzd Oruazeschte, d. h. sofern er Feuer ist. Das Feuer aber wird uns bezeichnet als das Sichtbarwerden der Seele.

Den Sinn dieser Gegenüberstellung und ihrer Erklärung richtig aufzufassen, bedarf es einer Unterscheidung.

Faktisch, und daher auch vollkommen richtig, d. h. der Natur in ihrem höchsten in ihrem göttlichen Sinn entsprechend, ist, daß Ormuzd als Lichtprinzip aus der Grundlage urständet, als Entwicklung von ihr abgewichen ist.

Dogmatisch ist der zweite Satz: daß die Abweichung, so weit gesteigert, um zum Lichtprinzip zu werden und ein neues Reich, das Phänomische der Erscheinungen zu bilden, (als lux sensus und als lux rationis,) die Vereinigung mit dem Urwesen wieder hervorbringe, und wie weit sie solche verwirkliche. Aber dies Dogmatische, gewiß das Eigenthümlichste der Religion Zoroasters, ist auch das Streitige. Aus einem Streit, der über dieses Dogma entstand, erfolgte wohl die Trennung der Inder von den Parsen; denn ohne Zweifel gehörten ursprünglich auch die Inder zum Zendvolke. Und der Streit betrifft einen Punkt, der in allen Religionen eine Theilung hervorgebracht hat. Von ihm geht jener Unterschied aus, der den Religionen mehr oder minder den orgiastischen oder den mysteriösen Charakter giebt. Nachdem, um mit Spinoza zu sprechen, Gott erst lux sensus und dann lux rationis erschaffen, haben sich die Meinungen darüber getheilt: ob lux sensus und lux rationis zur Urimmanenz zurückführen könne. Die Schriftgelehrten behaupten es unbedingt; es ist die Maxime des Rationalismus. Die orgastischen Religionen, die auf Begeistrung beruhen, behaupten es bedingt. Aber alles echte Priesterthum*) hat von je

---

*) Von der heiligen Nothwendigkeit einer seligen Rückkehr zum Urquell, unserm ganzen Wesen nach, finden sich zwar im

an gestrebt, die Menschen zu warnen, daß sie nicht in diese Täuschung versinken, es sey nun ob Rationalismus oder ob trunkene Begeistrung sie darin ver-

---

Alterthum der Spuren nur wenige, aber sie finden sich doch, und zwar in den meist verschollenen Religionen, die nicht auf Begeisterung und Erhebung, vielmehr auf Pietät beruhten, wie z. B. der gesammte Cultus der orphischen Religion. Hier lesen wir denn auch am Schluß des 86sten Orphischen Hymnus die merkwürdigen Worte:

In dir Einem wird alles Gesonderte wieder vereinigt.
Weder Gebet erweicht dir den Sinn, noch eifriges Flehen.
Aber, o Seeliger, komm nach langen Jahren des Lebens!
Darum fleh' ich, mit Opfern und frommen Gelübd' dich verehrend,
Daß das Alter ein köstlich Geschenk dem Sterblichen werde.

Beinahe mit einer gewissen Absichtlichkeit der Widerlegung drücken diese Worte das Dogma aus, welches der Vorstellung von einer durch das Gebet vollkommen zu stande zu bringenden Vereinigung mit Gott entgegen tritt.

Meiner Behauptung von einer ursprünglichen Alleinheit sind jene orphischen Verse ungemein günstig. Sie bestätigen, wenn auch nicht die Wahrheit dieser Behauptung, doch so viel, daß eine weit verbreitete Religion einst auf diesem Glauben beruht hat.

Auch darf ich, wenn folgernde Anwendungen und Uebertragungen gestattet sind, zugleich eine Uebereinstimmung meiner Ansicht von Urthesis und Synthesis darin finden. Denn offenbar deuten jene Verse einen doppelten Gegensatz des zeitlichen Lebens an. Ja wir dürfen die Anspielung auf einen zweifachen Tod nicht verkennen, der eine als vollendete Trennung und Zersplittrung, der andere als Wiedervereinigung aufgefaßt, und insofern der christlichen Vorstellung von Ueberwindung des Lebens als einer Trennung verwandt.

locke. Die Gelehrten sind hierin, ihrer Natur nach, Anhänger der Lehre Zoroasters. Aber der Christ kann es nicht seyn. Er hat das Wasser der Taufe empfangen, um gegen jenen täuschenden Irrthum, die Folge entflammender Begeistrung, ewig geschirmt zu bleiben. Christus ist darum Gottes Sohn, weil er nicht im flüchtigen Wahn, sondern wesentlich uns den Vater nennt, ja giebt.

Ich breche hier ab, und verspare mir einige erläuternde Andeutungen für den Abschnitt vom johanneischen Logos. Nur das muß ich bemerken, daß dieser Punkt in allen Religionen apokalyptisch ist, auch in der Zendreligion. Denn Zoroaster, indem er sagt, Oruazeschte sey Grund der Einigung zwischen Ormuzd und Ehore Mezdao, fügt die Worte hinzu: jem akhtôiôê daonghé, welche allen Uebersetzern Mühe gemacht. In der Regel hat man gemeint sie besagten: was ich nicht erklären kann. Aber es heißt ja eigentlich: was ich wissend nicht erklären kann. Ich würde diese geheimnißvollen Worte also paraphrasiren: „was ich zwar weiß, aber auszudrücken nicht vermag, denn es läßt sich in Worten nicht aussprechen.“ Und so ist es auch! Jene unauflösliche Doppelheit, die dem phänomenischen Gebiet eigenthümlich ist, die uns nie verläßt, so lange wir zwischen den Phänomenen stehen, so lange wir nicht durch das Werden hinaufgelangen zur Wurzel alles Werdens, diese wird jeden umschlingen, welcher glaubt, jene Vereinigung, welche das Erscheinen darstellt, vermöge ihn zurückzuführen zum Vater der Welt.

Ich komme nochmals zurück auf Zervane akerêne. Im Sirusé beim Tage Ram findet sich ein Gebet an Veïeôesch, (ein Wort, das Anquetil Vogel, Schutzwächter der Welt übersetzt,) worin es heißt: Zro-

vânehé akerenehé Zrovânehé deréghô. Hier ist Zrovânehe einmal akerenehé und einmal deréghô. Das letztere Wort finde ich, von Gott geschaffene Himmelwälzung übersetzt. Wird hier nicht das Eine Urwesen als sich in allem gleich und dasselbe bleibend, zugleich auch angerufen als Abweichung, die sich fortwährend noch entsprechend bleibt? —

Zum Schluß dieser Worte über die Lehre von der Weltschöpfung nach den Zendschriften folge das Geständniß einer zwiefachen Erklärungsweise von Zervane akerene. Aber wenn sich diese beiden Erklärungen nicht widersprechen; so muß auch in Betracht kommen, daß wir die Zendschriften nur fragmentarisch besitzen, daß namentlich der Vendidad nicht das Geheimnißvollste der Zendlehre enthält, endlich daß der Boun-Dehesch als ein zweites philosophisches Werk über der Zend-Avesta betrachtet werden muß. Die Verschiedenheit würde nur darin liegen, daß die Abweichung in dem einen Fall aus der Grundlage wirklich abgeleitet, im andern die Abweichung als das Wesentliche erfaßt und die ewige Grundlage als vorhergehend, nur vorausgesetzt worden.

Dies abgerechnet, läßt sich als Ergebniß der versuchten Erörterungen folgendes feststellen. Die Zendreligion erkennt eine Ureinheit an; und es ist ihr solche die Wurzel; vielleicht sogar die Wurzel des Entstehens. Auch die Lichtschöpfung ist ihr die Folge einer Abweichung aus der Grundlage, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach Folge einer zweiten Abweichung. Ferner entsteht ihr mit dem Licht die Finsterniß im bösen Sinn, welche das Zendbuch eine Anhäufung des Todten nennt. Bis hieher ist keine ausgesprochne Verschiedenheit der Lehre mit der Genesis wahrzunehmen. Höchstens eine untergeordnete Aus-

beugung läßt sich einräumen. Dahingegen wird über das Wiedererringen der Einheit ein Dogma angetroffen, in Absicht dessen sich Zweifel bilden müssen, ob solches mit den Ueberlieferungen des alten Testaments, und ob es mit den Wahrheiten des Christenthums vollkommen übereinstimmt.

Die Lehre von den Feruern gehört zu den wichtigern in der Religion der Parsen; doch die Vorstellungen darüber liegen ungemein noch im Dunkeln. Anquetil sagt, sie wären comme l'expression la plus parfaite de la pensée du createur appliqué à tel objet particulier. Kleuker bekennt, diese scholastische Definition nicht zu verstehen. Er bezweifelt, daß der Verfasser der Zendbücher sich bis zum Gedanken des mundus intellectualis, der göttlichen Ideen des Plato, und der Urbilder des Malebrauche erhoben habe. Der Gesetzgeber, behauptet dieser Schriftsteller, denkt an keine erhabene Metaphysik, und hat sich unter seinen Feruer kein solches Sublimat gedacht.

Wem kann entgehen, wie alles, was hiernach an der Parsen Lehre von der Weltschöpfung vermißt wird, darin besteht, daß sie nicht philosophischen Ideen entspricht, die sich erst mit dem Lauf der Zeit in jüngern Tagen gebildet haben? Ob sie nicht durch die Macht der ihr einwohnenden Wahrheit jene Erfordernisse um vieles überflügle, danach wird nicht gefragt.

Indeß fährt Kleuker fort, drückt sich Herr Anquetil auf folgende Art aus: Les Feruers ne se disent proprement que des êtres raisonnables, et sont, pour ainsi dire, une partie de leur ame. Kleuker aber

hält jene Feruer für göttliche Genien, bestimmt, dem Menschen zur Seele zu dienen. Er schreibt den Griechen seit Homer dieselbe Lehre zu, und erklärt auch die Philosophen für deren Freunde durch die Unterscheidung von νους, dem göttlichen, und von ψυχη dem sinnlich leidenschaftlichen Theil der Seele. Jene war ihnen ein Ausfluß der reinen Substanz Gottes, diese ein Ausfluß aus der Seele der Materie.

Da die Parsen alles Böse vom Ahriman ableiteten, so mußten sie dem Menschen eine zweite Seele geben, die als Sitz der Leidenschaften und bösen Begierden viel unordentlicher war als die ψυχη der Griechen.

Zuweilen bedeutet — immer noch ist dies Kleukers Darstellung — Feruer in den Zendbüchern den göttlichen Theil eines jeden Wesens, selbst der Götter. Man ruft den Feruer Ormuzd's, der Amschaspand's, der Ized's an. Die Götter hatten nemlich insgesammt eine materielle Hülle, oder einen feinen Körper, durch welchen sie in die Welt wirken konnten. Porphyr zu folge sagte Zoroaster, daß Ormuzd nach seinem Körper dem Licht, und der Seele nach der Wahrheit gliche. Diese Seele war der Feruer des Ormuzd.

Gewöhnlich wird Feruer nur vom göttlichen Theile der Menschenseele gesagt. Als Ausfluß Ormuzd's war er göttlich und schien anbetungswürdig. Allein die Perser scheuten diese Anwendung und gaben der Sache einige Modifikationen.

1. Sie wollten des Menschen Feruer nicht anbeten, weil des Menschen Feruer, so lange er selbst lebt, von der bösen Seele überwunden werden kann.

2. Man unterschied Feruer und Feruer. Bei gemeinen Menschen achtete man sie nicht. Aber bei

großen Männern, bei vollkommenen Heiligen, deren sich Ormuzd zur Verkündigung seines Gesetzes bedient, hatten die Feruer fast den Rang der Ized's, und wurden verehrt.

Zum Schluß führt Kleuker an:

1. Daß die Feruer wahrscheinlich von beiden Geschlechtern waren, männliche für Männer, weibliche für Weiber. Die Zendbücher sagen dies nicht. Aber die Analogie eines weiblichen Amschaspand führt darauf. Ahriman, der seinem Gegner in allem nachahmte, hatte gleichfalls viel weibliche Devs und Paris hervorgebracht.

2. Ormuzd hatte von erst an eine unzählige Menge himmlischer, den Ized's untergeordneter Geister hervorgebracht, welche die Welt bevölkern, und sie gegen Ahriman's und seiner Genossen Anfälle vertheidigen sollten. Unter diese dritte Klasse von Genien brachte Ormuzd die Feruer, um den Menschen zu schützen und zu leiten.

Auch Hr. Rhode erweitert in seiner Betrachtung der Parsen Religion das Unterscheiden einer Körper- und Geisterwelt bis zur Trennung, und läßt sich, die Feruers der erstern beiordnend, über ihr Verhältniß zu der letztern aus, etwa folgende Ansicht feststellend.

„Alles, was durch Zervane akerene, oder durch die ungeschaffene Zeit (die also selbst keinen Anfang hatte) da war, hatte einen Feruer. Ormuzd sogar als Geschaffenes hatte seinen Feruer und seinen Körper. Die Amschaspand's und alle Ized's des Himmels, d. h. die Gestirne hatten ihren Feruer. Eben so die reinen Wesen, Wasser, Feuer, Erde, Bäume, Heerden u. s. w."

„Auch alles, was sonst auf Erden lebte, der Ur-

stier, Kajomorts, der Urmensch, und alle Menschen, welche gelebt haben, noch leben und leben werden, haben ihre Feruer's. Die Feruer, seit Urbeginn da, heißt es, sind an allen Orten, in den Straßen, in den Städten, in den Provinzen u. s. w. Kurz die ganze Körperwelt, wie sie ist, und nach und nach im organischen Reiche durch Fortpflanzung sichtbar wird, war schon lange vor dem Anfang der Körperwelt als ein von Ormuzd geschaffenes Wesen vorhanden."

Hiernach sucht Hr. Rhode den Begriff des Feruer festzustellen als das feinere geistige Vorbild (Prototyp) des gröberen körperlichen Wesens der irdischen Welt, oder Körperwelt, welche überhaupt nur grobes Nachbild jenes geistigen Vorbildes ist. Natürlich, sagt er, legte man dem Feruer die Gestalt bei, welche das körperliche Wesen zeigte, in welchem er sichtbar wurde; der Feruer war daher nicht Geist nach unsern Begriffen. Allein der Begriff eines Geistes, wie die neuere Philosophie ihn körperlos bestimmte, war den Völkern des hohen Alterthums undenkbar. Selbst Ormuzd und die Amschaspand wurden in menschlichen Gestalten, obwohl von unendlich feiner Materie, gedacht.

Der genannte Schriftsteller bildet sich dabei die Frage: ob, wenn die Schöpfung durch Ormuzd als Mittel gewählt ward, das von Ahriman gestiftete Böse wieder zu vernichten, dabei nur von der Schöpfung der Körperwelt, oder — da sie ohne die Welt der Feruer, welche vorher geht, nicht gedacht werden kann — auch sogar von jener Geisterwelt die Rede sey, die ohne Ahriman's Abfall nicht entstehen konnte? Die Antwort erfolgt dahin: daß nach der Hindou Sage der Ewige nur die Körperwelt als Mittel gegen das Böse wähle. Dies führt Herrn

Rhode zu dem Wunsch, die Zendsagen hiermit übereinstimmend verstehen zu dürfen. Allein er findet Schwierigkeiten im Verhältniß zwischen Feruer und Körper, weil letzterer, als Nachbild jenes Vorbildes im Grunde der sichtbar gewordene Feruer selbst sey. Ließe sich dies Bedenken auch heben; so schaffen die Zendbücher durch die Art, wie sie vom Feruer sprechen, neue Bedenken, z. B.

„Das himmlische Volk, (die Feruer,) geschaffen vom Herrlichkeit verschlungenen Wesen (Ormuzd) wider die Sünde des Lasterverschlungenen Wesens (Ahriman's).“

Aber hier muß ich an die nothwendige Herstellung der Uebersetzung Anquetils erinnern, nach der es heißt: mit Tod angefüllten Ahriman.

Ferner gedenkt der Verfasser einer auf mehrere hier zu übergehende Fragen Zoroasters erfolgenden Antwort von Ormuzd's, die unter andern sagt:

„Beim Anbeginn der Himmelswelt sprach Ahriman zu mir: du bist Vortrefflichkeit, ich bin Laster. Rein soll der Mensch nicht seyn, weder in Gedanken noch Worten, weder Verstand noch Vollendung, noch Wort, noch That, noch Gesetz, noch Seele.“

Beim Anbeginn der Körperwelt sprach Ormuzd: „ich Ormuzd weiß alles. Wäre keine Seele in der Welt, die meine Wort thäte, rein wäre in Gedanken und Worten, die Welt würde jetzt am Ende seyn.“

Anquetil's Worte verhüllen eigentlich nur das Geständniß vom Mangel einer bestimmten Anschauung. Kleukers Vorstellung, wenn er eine solche besaß, ist unbestimmt im Einzelnen, und daher entsteht Widerspruch. Rhode, so lange er sich in den Geist der Parsen versetzt, dringt dem Wesen der Sache näher,

aber er entfernt sich auch wieder von ihr bei Aufstellung einer allgemeinen Ansicht.

Diese Ansicht muß doch eine Anschauung geben, deren sämmtliche Elemente, einen entsprechenden Zusammenhang behauptend, verhindern, daß in consequenter Verfolgung derselben Widersprüche an den Tag kommen.

Schon mit dem Gedanken eines Vorbildes zeigt sich dieses Uebel. Wer von Gottes Allmacht und Allwissenheit spricht, ja sie lehrt, wird sich doch wohl die Frage aufgeworfen haben, weshalb Gott der Vorbilder bedürfte. Schon der echte Künstler braucht nicht jedesmal ein vorheriges Model. Die erhabensten Geisteswerke entstehen durch ein unmittelbares Ausströmen des Geistes. Und der Allmächtige sollte dem Künstler nachstehen? Er sollte zuerst der Vorbilder bedürfen und diesemnächst erst sie mit Körperlichkeit ausfüllen und ausstatten?

Aber wie verhalten sich denn jene Vorbilder zu dem Wesen? Sind sie nach deren Schöpfung völlig in die Wesen aufgegangen, durch sie Realität geworden; wozu nehmen wir noch Notiz von ihnen? Sind sie aber nicht unbedingt aufgegangen in das Wesen; so bestehen sie in einer gewissen Absonderung fort. Und welches ist dann das Verhältniß der Wesen zu ihnen? Ward es ein nothwendiges? Ward es ein freies? Alles dies muß beantworten, wer von den Vorbildern spricht.

Aber was sind gar feinere geistigere Vorbilder für die Wesen von gröberer Körperlichkeit? Will diese Lehre nicht in Dualismus versinken; so muß sie auf einen Grad von Verdichtung und Verflüchtigung der Körper auf ein mehr oder weniger Verdichtung hin-

ausgehen, die den einzelnen Körpern nicht beizulegen ist, ohne dem All selbst eingeräumt zu werden.

So ist denn, um die Bedeutung der Feruer aufzufassen, wohl ein anderer Weg einzuschlagen.

Man fange z. B. bei der versuchten Erklärung von Oruazeschte an. Hier finden wir jene Steigerung des Verflüchtigens der Grundlage bis zur Eigenschaft des Feuers, wenn sie Erscheinen der Seele genannt wird, dargestellt als den Grund der Einigung von Ormuzd dem geschaffenen Gott des Lichts mit der ungeschaffenen Grundlage. Hier wird im Feuer das Band gesucht, welches das Geschiedene überhaupt mit der Grundlage wieder vereinigt. Sollte dieses Band für jedes Einzelwesen nicht im Feruer desselben zu suchen seyn?

Denn Folgendes liegt wohl unbezweifelt in der Zendlehre und braucht den Vorwurf nicht zu fürchten, daß es hinein getragen worden.

Im Ehore mezdao — ein Wort, welches bald durch Zerovane akerene erklärt wird, bald Zerovane akerene erklärt — war Ormuzd ursprünglich einbegriffen; er war ihm immanent. Er ist durch Abweichung hervorgegangen aus demselben. Nachdem dies geschehen ist, würde Ormuzd, sich in sich körperlich begründend, gleichsam verkörpernd und verdichtend, Nacht und Tod werden. Sofern jenes geschieht, sofern er dieses wird, ist er Ahriman. Sofern er aber dem Urwesen sich wieder vereinigt, ist er Ormuzd, und zwar Ormuzd oruazeschte, jene Vergeistigung, die des Wiedervereinigens mit dem Urwesen fähig ist, seitdem des Lichtes Wurzel im Feuer entstanden. Es scheint aber den Parsen keineswegs jenes Licht allein — welches als lux sensus und als lux rationis zu

bezeichnen wäre — fähig gewesen zu seyn, die Wiedervereinigung mit dem Urwesen zu stande zu bringen. Sie bedurften dazu des Feuers. Nur klebe man nicht an dem elementarischen Feuer allein. Wie Spinoza lux sensus und lux intellectus unterschied; so unterschied der Parse das elementare Feuer der Seele, für dessen Flamme wir das Gebet erkennen müssen, eine religiöse Aeußrung, die in allen orgiastischen Religionen überwiegt, und die abermals meine Behauptung bestätigt, daß alle Religionen bald überwiegend zum Orgiasmus, bald überwiegend zum Myster hinneigen. Und nun glaube ich, daß nach der Lehre der Parsen die Feruer diejenigen Wesen waren, die dem Menschen im Gebet mit dem Urwesen vereinigten, wie denn alle Völker des Orient und die Anhänger des Islam noch jetzt im Gebet das Wesentliche ihrer Religion setzen. Aber dies Gebet soll nicht individuell subjektiv, sondern eine als gemeinsames Beten sich darstellende Wiedervereinigung der abgewichenen Natur mit Gott darstellen. Daher besitzt nicht nur jeder einzelne Mensch seinen Feruer sondern alles geschaffne Wesen, ja sogar die Gesammtheit des Geschaffenen, Ormuzd selbst, hat einen Feruer. Im Muhamedanismus scheint diese Totalität des Gebets durch die feststehenden Stunden und durch den Gnomos bewirkt zu werden, welcher vermittelt, daß wirklich alle Muhamedaner zur nemlichen Stunde beten, auch sämmtlich sich im Gebet nach der Sonne hinrichten.

Nun lassen sich auch die Izeds erklären. Wie die Feruer sich wirklich auf das Feuer, als Entflammung zum Gebet, beziehen, und wie sie uns belehren, welcher erhabene Sinn im Feuerdienst aufzusuchen ist; so beziehen sich die Izeds auf das Licht, subjektiv das Vatizinium und die Erkenntniß der Ge-

stirne vermittelnd. Daher ist die Astrologie bei den Orientalen mit nichten lächerlich. Sie hat einen Grund, sie besitzt Wahrheit, und ist keinesweges in der beliebten trivialen Weise aus Aberglauben herzuleiten, dem zufällig die sternenhellen Nächte sein Gebiet angedeutet haben. Doch um hierüber belehrend und überzeugend zu sprechen muß eine Erklärung des Thierkreises, und des Duodezimalsystems voran gehen.

Auch über die sieben Amschaspands läßt sich nun einiges sagen. Der Kürze wegen kann ich es nur andeutend ausdrücken. Sie beziehen sich auf die sieben Linien und die sieben Zahlen, durch welche das Quadrat und der Triangel sich wieder vereinigen. Sie bezeichnen den Weltzustand, in welchem wir stehen, da wir das Quadrat nur durch den Triangel erhalten, oder um es anders auszudrücken, die Basis aus der Abweichung herleiten. Ormuzd steht an der Spitze der sieben Amschaspand's, denn er ist nicht der Weltschöpfer, sondern der Wiedervereiniger durch das Feuer und durch das Licht.

Uebrigens findet sich die Grundidee zu den Feruer, den Izeds, und den Amschaspands auch in der christlichen Religion durch die besondern Heiligen, dessen jeder Katholik sich erfreut, durch die Engel und durch die Erzengel.

Zweifel erwecken könnte hiernach die eine Frage noch: ob die Parsen glaubten; daß die ursprüngliche Einheit des nur scheinbar Gesonderten, im Wesen fortbestanden und durch den Feruer subjektiv erneuert gleichsam wieder beseelt werde, oder ob sie glaubten: die Trennung sey dergestalt gesteigert, daß der Mensch wesentlich nicht, sondern lediglich im Beten und Anschauen die Wiedervereinigung vollbringe?

Im ersten Falle wäre die Religion der Parsen mehr mystisch, im letztern Falle mehr orgiastisch gewesen. Ich glaube das letztere, und erfasse aus den vielen Daten dafür nur eins, worauf ich hindeuten will.

Vereinigung und Trennung hängen jedesmal zusammen. Abweichung ist eine Richtung, Wiedervereinigung ist eine Richtung. Immanenz ist das Gegentheil der Richtung. Ueber Immanenz und Emanenz, oder das Abweichen von der Grundlage waltet aber eine Dogmenverschiedenheit unter allen Völkern und zu allen Zeiten vom frühesten Alterthum her. Die Verschiedenheit bekundet sich z. B. in den Buchstabenzeichen. Die eine Reihe geht von Bd oder der Grundlage, die andere geht von der Abweichung dem ר und den Vokalen aus, deren Bezeichnung durch den Schlangenzug des liquiden L gegeben wird. Nun betrachte man alle jene Verzierungen der ältesten Tempel, aus denen wir unsere Arabesken entlehnt haben. Auf zwei Grundfiguren lassen sie sämmtlich sich zurückführen. Es ist die Quadratform und der Schlangenzug. Auch diese bezeichnen typisch jene durchgreifende Divergenz.

Das Quadrat oder die Grundlage kann sich nie anders darstellen denn Grundlage. Grundlage bleibt Grundlage, bleibt sich stets gleich, wird nie doppelsinnig und bedarf keiner Wiederherstellung. Anders ist es mit der Abweichung, welche vollständigst alle Eigenschaften der aus Wirkung und Gegenwirkung sich bildenden Erscheinungen theilt. Hier ist Ausgang und Rückkehr, Kommen und Verschwinden. So bedingen sich Band und Trennung wechselseitig, gleichsam eine neue Lebensregung begründend. Dies wird durch den Schlangenzug dargestellt. Entweder die-

sem, oder der Quadrat- oder der Keil-Form nähern sich fast alle hieratische Zeichen und Tempelverzierungen; oder sie stellen solche in gegenseitige Beziehungen. Es lassen sich mit Berücksichtigung dieser Angabe bewundernswürdige Blicke in die Hieroglyphik der Aegypter und die Ikonographie der Perser thun. Ueberall habe ich in den persischen Ikonographieen den sich auf den Zoroaster beziehenden Schlangenzug vorwaltend gefunden. Und ich glaube, daß, nachdem die eine Religon, welcher anfangs das ganze große Zendvolk angehörte, sich in die Religion der Hindou und der Parsen trennte, letztere, die Parsenreligion, sich zum orgiastischen Charakter hinneigte, während die Hindou das Mysterium des Werdens nicht als Phänomen enthüllen zu dürfen glaubten.

Wie früh oder wie spät nun auch die Zendreligion, oder ein Theil derselben orgiastisch geworden seyn mag; die Erinnerung an die Urreligion, welche ich früherhin als den echten und wahren Budism bezeichnet, hat sich in derselben fortwährend auf tausendfache Weise erhalten. Das Dogma und Faktum, mit welchem unsere Genesis beginnt, hat sich in keiner Religion auszulöschen vermocht.

So fieng der Parse jedes seiner Werke mit Bd an. Der in der Pehlviesprache geschriebene Boun-Dehesch beginnt mit den Worten:

Pe nanme Jezdam Pavan-Schameh dadar Anhouma
in nomine Dei in nomine justissimi judicis Ormuzd.

Im Zend-Avesta, in der Zendsprache geschrieben, heißt es:

Be nanme Jezdan bakh-schaschguer dadar Anhouma
in nomine Dei clementis justissimi Ormuzd.

Ich mache aufmerksam auf das voranstehende B, aufmerksam, daß hier nichts von Zervane akerehne stehet, welches also wohl nur Dogma, nicht Urthesis gewesen, und aufmerksam auf den geheimnißvollen Sinn des vierten Worts in beiden Schriften.

Noch jetzt setzen die Araber jene Formel überall voran, wenn sie sagen: Bism illah arrahman arrahim. Und Anquetil, ähnlicher Anfänge mehrere citirend, schreibt den Buchstaben B bald Beit, bald Bed, z. B. in den Versen:

Tchoun Zheretoschtré namder bed
Sicut Zarathustra longaevi estote.

wo Bed augenscheinlich als das ewige Seyn hervortritt, und Ewiges Seyn mit Immanenz idendisch ist. Eben so an folgender Stelle:

Tchom Zeretoschtre der ziveschné bed
Sicut Zarathustra longaevi estote.

Wahrscheinlich hat übrigens die Phelvisprache, so wie sie B in P verwandelt, auch das Wort Barse in Parse verwandelt; und so reicht auch das Parsenvolk bis zum B oder Bd, und zu der von ihm ausgehenden Tradition vom B und R hinauf. Der Streit aber, welcher in den Zendnationen über die Abweichung und das Verhältniß der letztern zur Grundlage sich entwickelte, findet sein vollständiges Gegenbild im alten Testament und in der Geschichte der Ebräer. Ein jedes der Bücher des alten Bundes bietet einen Reichthum von Bestätigungen dieser Behauptung dar; und das folgende Beispiel, welches ich herausgreife ist vielleicht noch keins der treffendsten.

Die Geburt des Erlösers der Menschen zu Bethlehem war prophezeit worden. Das Wort Bethlehem bin ich nun vollkommen befugt auf zwei Buchstaben zurückzuführen, auf den Buchstaben des Quadrats Bd und auf das liquide l, oder jenen Schlangenzug, der die Abweichung und das Band bezeichnet. Denn m, als blos schließend, ist gleichgültig, wie z. B. bei Elohi, welches zugleich Elohim geschrieben wird. Auch darf obige Prophezeihung wohl hieroglyphisch aufgefaßt werden. Michaelis, in der Einleitung zu den Schriften des heiligen Bundes, nennt Hieroglyphen das vierte, was in deren Abfassung übergegangen, weil schon vor Moses Hierographen waren, folglich auch Hieroglyphen seyn mußten. Aber ich trenne überhaupt aus Gründen, die ich bereits bei anderer Gelegenheit entwickelt, das Typische nur in seltenen Fällen von dem Historischen. Und so behaupte ich nicht nur, sondern kann es beweisen: Bethlehem als Geburtsort des Erlösers, sagt uns, der Heiland werde geboren werden da, wo ב und ל sich wieder wesentlich vereinigen. Die Prophezeihung nemlich verkündet hieroglyphisch den Sohn Gottes, der uns Menschen durch seinen Tod die Wahrheit besiegelt hat, daß es mit der Erkenntniß Gottes allein nicht gethan ist; sondern daß Gott uns der Vater sey, mit dem Gebet und Erkenntniß die Wiedervereinigung keinesweges vollenden könnte, wenn wir ihm nicht im Wesen angehörten.

Nemlich bei S. 70. des zweiten Hefts dieser Schrift anknüpfend, wiederhole ich die Erinnrung an jene hieroglyphisch bedeutende Buchstabenfolge, mit der die Genesis anhebt. Wir fanden Bd, oder das Quadrat, Rsch oder den Keil, Lameth oder jenes wunderbare Zeichen einer Sonderung, die, weiter

dringend, sich vollkommen verflüchtigen würde, aber durch Rückkehr zu Bd die Vereinigung des Lebens vollendet. Das Christenthum ist diejenige Religion, welche jene Trennung aufheben will, die, hieratisch durch ה ausgedrückt, ב und ל zu sondern anhebt.

Wenn nach der Lehre der Hindou der Ewige, um das Böse der Losreißung aufzuheben, sich nur der Körperwelt bedienen konnte, und wenn die Hindou insofern mit der Sendung Christi und den Schriften des neuen Bundes innig zusammenhiengen; so war in den Schriften des alten Bundes fortgehender Kampf hierüber. Der Hang, durch Moral und eine idealische Religion die Vereinigung zu vollbringen, ward periodenweise sehr überwiegend, und der alte Bund nähert sich Zoroasters Lehre ganz entschieden. Erst Christus hat das Zeugniß abgelegt, daß Religion und Natur innigst vereinigt, allein die wahre und wesentliche Vereinigung zu stande bringen.

Deutlich sagt uns dies in der Form Prophezeiung das acht und zwanzigste Capitel der Genesis durch Jakobs Traum. Jakob, auf der Wanderschaft, übernachtet im Felde und legt einen Stein unter sein Haupt. Dieser Stein deutet wohl ohne Zweifel auf jene Grundlage, die ich bald als Quadrat, bald als Bd bezeichnet angegeben habe. Im hohen Alter, nach langem Irrthum, wendet sich Jakob in der Nacht abermals der Grundlage zu. Nun träumt er den Traum von der Himmelsleiter; er sieht die Engel daran auf und niedersteigen und Gott selbst oben auf der Leiter stehen. Dies ist ein Gesicht über die Zukunft seines Stammes, und erwachend sagt er: „gewiß war der Herr hier, und ich wußte es nicht. Hier ist nichts anders denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels." Im Text steht Beth Elohim oder

בית אלהים; das ist, wenn die Lesemütter wegbleiben, wenn die Hieroglyphenschaft wieder hergestellt wird, בל. Darauf nennt Jakob die Stätte, welche vorher Luz hieß Bethel. Im Text nemlich steht, statt der mitgetheilten beiden Worte, contrahirt בית־אל. Die Stelle hat den Auslegern viel Schwierigkeit gemacht; und am Ende mußten sie domus Dei übersetzen, denn der Buchstabe Beth bedeutet Haus und Elohi ist bekanntlich Gott. Der Sinn ist demnach nicht blos die Vereinigung beider, sondern wohl eigentlich, daß die Gottheit Elohi inwohnend bleiben solle seiner Grundlage, die bald als Urgottheit, bald als Haus und Heimath dargestellt wird.

Weil aber jenes Verhältniß den Angelpunkt aller dogmatischen Streitigkeiten bildet, die dann wohl mit eingreifen in das Leben; so wird die dogmatische Streitfrage verschiedenartig dargestellt, das heißt, sie wird in abweichende Erzählungen eingekleidet. Dies veranlaßt nun die Ausleger zu behaupten, jene verschiedenartige Erzählungen konnten nicht von einem Verfasser herrühren. Daher nehmen sie an, Lieder von verschiedenen Sängern wären dem Text eingewebt worden. Sogar, weil Sanchuniaton von Steinen spricht, die mit Oehl begossen Bethel heißen, und weil bei Homer als Sitze vor den Häusern weißgeglättete Steine, glänzend wie Oehl*) angetroffen werden, hat man die wichtige Stelle für eine Einschiebung erklärt, die erst nach David oder Salomo geschehen seyn könne.

---

*) Wenn jener Stein, den Jakob unter sein Haupt legt, bevor ihm der prophetische Traum wird, mehrere Ausleger an die bekannten Bethilien oder Orakelsteine erinnert; so ist dagegen wohl nichts zu sagen. Aber es fragt sich nur, ob

Gewiß wurden die verschiedenen Abweichungen vom Urdogma, die mannigfachen Bedingungen desselben in parabolischen und paramythischen Erzählungen dargestellt, in denen jedesmal der Hauptgedanke wiederkehrt. Es ist gewiß nicht gleichgültig, daß, nach dem Anfang des acht und zwanzigsten Capitel der Genesis, Jakob den Befehl von Isaak erhält, auszuwandern um nach Bethel zu ziehen, und daß er nach dem Traum die Stadt Lus, Bethel nennt. Auch ist es nicht gleichgültig, daß im fünf und dreißigsten Capitel Jakob abermals den nemlichen Befehl empfing, und daß er nun die Stätte Elbethel nennt, gleichsam ein anderes Verhältniß zwischen Elohi und Bud zu bezeichnen. Ferner ist hier Bethlehem bereits als Ort genannt, wo Rahel nach Benjamins Geburt begraben wird, und im Josua C. 18. v. 13. findet sich Bethlehem in Beziehung auf Beth-El und Beth-Horon erwähnt.

Aber noch etwas unterstützt meine Deutung der Lehre von den Feruer und meine Charakteristik der Parsenreligion. Dies ist die Lehre von den Reinigungen, mit denen es die Parsen sehr genau nahmen. Viele Völker vollbrachten diese Reinigung im Wege der Abwaschung durch das Wasser, die Perser bedienten sich des Feuers. Die früher erwähnte Doppelheit im Sinn des Worts rein, wird hier abermals bedeutungsvoll. Wahrhaft und unbedingt rein ist nur das Ursprüngliche, das Unveränderliche, welches

---

diese Bethilien nicht spätern Ursprungs seyn möchten, gleich dem Orakel überhaupt, und wie alles vaticinium, dessen Zusammenhang mit dem Sonnendienst mir sehr wahrscheinlich ist. Die Sonnen- und Lichtverehrung aber entstand ohne Zweifel erst in spätern Zeiten.

sich selbst gleichgeblieben. Nach der Abweichung scheint die Reinheit nur durch Aussonderung des Abweichenden, von demjenigen Wesen, dem es abgewichen ist, möglich; wenigstens war es wohl so bei den Parsen. Sie strebten durch Reinigung die Reinheit wieder hervorzubringen; sie glaubten ein Wiedergewinnen der Reinheit durch Reinigung mittelst des Feuers, und das bestritt Ahriman, wenn er zu Ormuzd sagt: Rein soll der Mensch nicht seyn, weder in Gedanken, noch Worten, noch Verstand, noch That, noch Gesetz, noch Seele. Ormuzd erwidert darauf mit großer Weisheit: er wisse wohl, daß, wenn alles rein wäre, dies das Ende der Welt sey.

Wenn demnach der Parsenreligion Dualismus vorzuwerfen ist; so kann der Vorwurf sich nur auf die gesammte Kette von Consequenzen beziehen, daraus folgend, daß die Parsen durch Reinigung eine Vereinigung mit dem Wesen oder mit der Grundlage zu vollbringen möglich halten, da die consequente Fortsetzung der Reinigung, oder das Höchste der Verflüchtigung, zum Focus hinführt, der dem Keim gegenüberstehet, und insofern die Erscheinung einer Zweiheit vermittelt.

Der Pentateuch entspricht über das Urfaktum, welches zugleich das Urdogma enthält, der Zendreligion im Wesentlichen und ursprünglichst allerdings. Nur ist späterhin diejenige Abweichung davon herrschend geworden, welche nach den Büchern des alten Bundes stets Gegenstand der Controvers und des Schwankens geblieben. Dies scheint man oft übersehen zu haben. So behauptet Hr. Rhode, der die Ueber-

einstimmung der Genesis und des Zend an vielen Stellen vollkommen würdigt, der Zend lasse die Lichtschöpfung der Nacht vorhergehen, und hebt ihn deshalb über die Genesis, weil letztere die Nacht voranstellt.

Diese Bemerkung kann nur dadurch entstehen, daß des Lichts erst im dritten Verse der Genesis gedacht wird, wenn im zweiten schon von der Nacht die Rede gewesen. Aber ich finde eben diese Nacht keineswegs im zweiten Vers erwähnt.

In den Worten des ersten Verses ist die Abweichung von der Grundlage, als Anbeginn des zeitlichen Lebens, physikalisch, historisch, und theologisch zugleich ausgesprochen. Es entstehen zwei Wesen, die in der Trennung und Einzelheit uns als nichtig sich darstellen müssen, und auf jene Wiedervereinigung hinweisen, welche Angelus Silesius mehrmals so schön ausdrückt. Z. B.

Gott kann sich nicht ohn' mich, ich mich ohn' ihn nicht regen:
Sein Wesen helf' ich ihm, er mir das meine hegen.

Oder: Daß Gott so selig ist, und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, wie ich von ihm empfangen.

Es ist ein Göttliches und Ungöttliches entstanden, bloß durch die Trennung. Wir sind der Worte Himmel und Erde gewöhnt. Aber keineswegs ist hier schon die Erde dem Himmel als Ungöttliches entgegengesetzt, noch jener allein als göttlich bezeichnet worden. Es ist ein Gegensatz, der sich voraussetzt, wie — um

ein Beispiel zu brauchen — Systole und Diastole. Daher wird auch das Wort Himmel so verschiedenartig übersetzt. Michaelis hat Fußtritt oder Basis, Grundlage für Himmel. Vater glaubt durch die Worte Fläche oder Gewölbe den Sinn des Original noch richtiger zu treffen, und sagt folgendes:

„Das Verbum רקע findet sich im Hebräischen noch am häufigsten von dem Schlagen der Metalle zu dünnen Platten, so Exod. 39. 3. und so kömmt es denn auch von andern Arten des Schlagens und Zerschlagens, z. B. Ezech. 25. 6. II. Sam. 22. 43. vor. Dieses Schlagen ist ein Ausdehnen, aber auch ein Pressen, auch wohl Festmachen, (also Verdichten,) wie das Wort im Syrischen bedeutet. Am passendsten vergleicht man Jak. 37. 18. wo es von Bildung der Wolken, und Jes. 44. 24. wo es von Bildung der Erde stehet. Daß der Himmel gleichsam ein Gewölbe, ein Stockwerk von Wasser sey, ist Vorstellung hebräischer Sänger.“

So weit Vater, der uns hiermit eine Vorstellung giebt, welche jedem Physiker willkommen und fruchtbar seyn muß. Eine Verdichtung, die nicht Verdichtung zu werden vermag, ohne auch Verdünnung zu werden, ein Widerspruch, in welchem der Widerspruch sich aufgehoben findet, das höhere Analogon von Systole und Diastole, das eigentliche Wesen des Lebens außer der Immanenz und doch im vollen Charakter der Immanenz bleibend, die der Grundlage vollkommen entsprechende Abweichung; das alles ist noch in göttlicher Eigenschaft geblieben. So schließt der erste Vers.

Der zweite Vers schildert uns die sich fortsetzende Trennung als bestimmten Gegensatz von Verflüchti-

gung und Verdichtung, der sich nothwendig aus der Trennung ergeben muß. Es trennen sich die Luft und der Kern der Erde, und uns wird angedeutet, wie sich selbst überlassene fortgesetzte Verflüchtigung zum leeren Nichts, wie fortgesetzte Verdichtung zum starren Tode führen würde. Jenes wird ausgedrückt mit den Worten: רוח אלהים מרחפת nach der Vulgate: spiritus dei ferebatur super aquas. Man höre Vater über diese drei Worte.

„Nach der freilich sehr ungewissen Bedeutung des מרחפת, am wahrscheinlichsten Wind (so ausdrücklich die beiden Chaldäer und die persische Uebersezzung) und mit dem Beisaß Elohim entweder starker Wind, vergleiche Ps. 36. 7. oder vielmehr, weil hier überall von Gottes Wirkungen die Rede ist, eigentlich Wind Gottes, von Gott gewirkt. Insofern liegt auch der Begriff Kraft Gottes darin. Freilich steht Gottes רוח (Ruach) sonst in Verbindungen, wo man Gottes Kraft übersetzen kann; so Psalm 104. 30. Job. 33. 4. aber nicht als die Begriffe: Befehl, oder Verstand, mit darin liegen, und diese läßt מרחפת nicht wohl zu. Dies bedeutet im Syrischen incubare fovere. Man hat an das nicht fern liegende Bild des Brütens gedacht. Aber theils ist dies eine abgeleitete nicht einmal genau erweisliche Bedeutung, theils ist auch die Anwendung des Syrischen nicht so sicher, als sichre Stellen im Hebräischen. Hier steht es Deut. 32. 11. bestimmt von einem Vogel der schwebt. Jer. 23. 9. von einer Wirkung des Schrekkens auf den Körper, wie: zittern. Undeutlich bleibt indeß wenigstens der Umfang der Bedeutung dieses Wortes bei so wenigen Stellen seines Vorkommens und dem Abgang einer weitern Hülfe der Dialekte."

Die LXXII. übersetzten: επεφερετο, Aquila, Symm. Theodot. επεφερομενον; Onkelos, der Samar. und die beiden Araber, blasen.

Einer Sprachmorphologie würde der Commentar Vater's ungemein fördern, und die Bemerkung, daß רוּחַ Ruach an das deutsche Rauch erinnert, ist gleichfalls günstig. Jede neue Nebenbedeutung der betreffenden Worte erleichtert das Verständniß der schwürigen Stelle. Die Verflüchtigung als erste Abweichung von der Grundlage, jener nisus zur Abweichung, welcher das Gemeinsame von Luft, Wasser und Feuer manifestirt, ist eine neue Lebenskraft; aber sie geht durch fortgesetztes Exhaliren und Verflüchtigen in Nichts aus, sofern sich die Richtung nicht umkehrt. Die Worte sagen bildlich, jenes geheimnißvolle Wesen (Ruach), worin Wasser, Feuer und Luft noch durch göttliche Kraft gebunden sind, sich steigernd und überbietend, entschwebt jenem Ruach, ja dem Wasser, indem es verdunstet und verzittert.

Dem denkenden Sprachbeobachter muß es wichtig seyn, daß die bedeutsamen drei Worte, Thätigkeit und Stoff zugleich ausdrücken. Das erste Wort stellt die Steigerung des geistig körperlichen Wirkens im Allgemeinen dar; das zweite Wort macht sie zu einem Wesen, das dritte zu einem Verzittern, Verschweben, Zerfließen; ja noch mehr, jedes Wort bezeichnet die belebende und die tödtende Beschaffenheit.

Ehe diese Trennung der Urluft von der Urerde geschildert wird, lesen wir freilich die Worte: tenebrae erant super faciem abyssi. Aber sind diese Worte auch jemals richtig verstanden worden? Ich getraue nicht mir zu, sie entziffern zu wollen. Aber ich hege eine Vermuthung darüber, und die Klugheit würde

rathen, sie zu verschweigen. Denn ich kann voraussehen, daß man mich wegen derselben verspotten wird. Aber ich habe Gründe, aus denen ich sie mittheilen und den Spott hinnehmen will, der meiner vielleicht wartet.

In meiner Betrachtung der Farben kam ich oft auf das Verhältniß vom Grünen zum Schwarzen zurück. Daß vor der Lichtschöpfung — und noch sind wir hiesigen Orts in Betrachtung der Genesis nicht bis zur Lichtschöpfung vorgeschritten — es eine noch nicht sichtbar gewordene Urfarbe muß gegeben haben, das ist wohl anzunehmen. Daß sie der Beschaffenheit des Dichten wohl verwandt gewesen sey, hat auch vieles für sich, da sie der Grundlage angehören soll. Aber es kann nicht die Trübe, nicht die Schwärze des Todes gewesen seyn, nicht jene, welche aus der übertriebenen Compression entstehet. Mehrere Farbenphänomen ließen vermuthen, daß, wenn dem undurchsichtigen Schwarz des Todes eine Undurchsichtigkeit oder eine Trübe anderer Art entgegenstehe, diese letztere Analogie zum Grünen behaupten dürfte. Es ist eine Trübe anderer Art, wie die Trübe des Blau. Es wäre die Wurzel, aus welcher die Trübe das Blau und die Helligkeit das Gelb nach der Lichtmanifestation ausgeschieden hätte. So würde Vermuthung darauf leiten, daß tenebrae, oder wie im Text stehet וְחֹשֶׁךְ, jene gute Trübe oder Undurchsichtigkeit bedeute, welche die ursprünglich unsichtbare Eigenschaft des Organischen oder Vegetativen gewesen. Aber kaum hätte ich diese Vermuthung ausgesprochen, wenn ich nicht bei den Arabern und im Koran Andeutungen fände, die ebenfalls darauf hinweisen.

Die Flecken und Dörfer in der Nähe der Städte Cufah und Basrah führen den Namen Sawad el

Irack bei den arabischen Geographen. Selbst einheimische Philologen sind über den Grund dieser Benennung nicht einig. Rosenmüller versucht eine Erklärung aus dem Sprüchwort: „jener hat Kohl, dieser aber hat Schwärze,“ welches einen Reichen bezeichnet. Mit dem Kohl werden die Augen gefärbt, und das Wort des Sprüchworts für Schwärze bedeutet Menge oder Vermehrung. Also die Vermehrung bringt Schwärze hervor, welche hindert, daß man das Grün siehet. Das Sprüchwort, von einem reichen Mann gebraucht, soll heißen, er habe so viel, daß er seinen Besitz nicht übersehen kann. Aber es dürfte sich auch auf die beiden Arten des Besitzes, den todten und den lebendigen beziehen, und in beiden, in Dörfern, wie in Flecken das zwiefache und gemischte Gewerbe andeuten, wenn es nicht auf das landwirthschaftliche Gewerbe allein geht. Denn, merkwürdig genug, pflegen die Araber grün und schwarz als verwandte Farben zu verbinden, und eine für die andere zu setzen. Noch merkwürdiger aber wird im Koran LV. 63. das Wort, welches die beiden Paradiese oder Gärten beschreibt, im Commentar ausdrücklich für schwarzgrün erklärt. Endlich fand Niebuhr in der Gegend von Cafa und Basrah vorzüglich fruchtbaren Boden. Auch die Hauptpflanze, der Rocken, der Erde entkeimend, hat völlig die dunkle Farbe des Erdbodens. Dann färbt ihn der Sonneneinfluß röthlichbraun, die Spitzen werden gelbbraun, und nun nimmt die Pflanze die grüne Farbe an, die, je fruchtbarer der Boden ist, um so dunkler bleibt.

Wie nun wenn der zweite Vers der Genesis, nachdem im ersten der Anbeginn zur Scheidung ausgesprochen worden, uns sagte: seitdem ward das Innere der Erde einsam und verlassen, (vielleicht auch

unfruchtbar, wie die Wüste, denn das Wort im Text bezeichnet zugleich die Wüste,) denn alle Kräfte drangen hinaus; die Vegetation blieb auf der Oberfläche, aber das Gemeinsame von Luft, Wasser und Feuer schwebte über sie hinaus.

Vielleicht verstärken diese Vermuthung folgende linguistische Betrachtungen. Das Wort des Textes הָאָרֶץ welches die Vulgata terra übersetzt, bedeutet nach Vater eigentlich beides, Contraktion und Expension, und nun sehe man sich die Worte tuhu buhu, oder בהו und תהו an. Wie sinnvoll, bedeutend und hieroglyphisch. Das erste Wort verknüpft das B, das zweite das D mit Vokalen. Nun sind Bd zusammengestellt das abgeschlossene Wesen. Dieses Bd getheilt in B und in D, vereint mit Vokalen, welche die Trennung nicht blos bezeichnen, sondern auch darstellen, geben in der Art, wie sie dastehen, die Anschauung des innern Sinnes, den sie ausdrücken wollen.

Erst der dritte Vers der Genesis spricht von der Lichtschöpfung. Und wenn man die einfache Erhabenheit seiner wenigen Worte bewundert; so möchte ich deren bezeichnungsvolle Wahrheit noch höher stellen. Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht. So giebt in Gemäßheit der Vulgata die deutsche Uebersetzung uns die Worte wieder. Und ohne in den Sinn der Urschrift zurückzugehen, (nach welcher Gott das Licht dachte und wollte, dasselbe auch hierauf sichtbar ward, so daß Gott es sahe,) findet sich in jener Uebersetzung doch treffend und bildlich die Eigenschaft des Lichts ausgedrückt, daß es die erste Auto-

genesis zu stande bringt. Diese wichtige Stelle, die nach den Worten des Text kaum verbirgt, wie sehr sie die Eigenthümlichkeit der Erscheinung ausdrücken will — denn was Gott wollte und dachte, das zeigte sich und ward ihm selbst sichtbar — scheinen die Uebersetzer absichtlich so aufgefaßt zu haben, wie wir in der Vulgate sie lesen. Es ist den Worten der Sinn des Erscheinens genommen — denn das Wesen sieht hier sein Wollen und Werden — um ihnen den Sinn des Werdens nach Möglichkeit zu lassen. Aber die autogenetische Eigenschaft des Lichts ist nicht verwischt. Es geht dieses Licht nicht aus dem Keim hervor, sondern es giebt sich selbst den Focus, und gewinnt durch diesen erst die Eigenschaft des Strahles. Alle frühere Aeußerungen von Abweichung glichen dem Triebe, einem Triebe, der frei war von der Nothwendigkeit, seiner Abweichung ein Maas zu setzen, und, sich gleichsam um die eigene Achse schwingend, oder eine eigene Achse bildend, umzukehren, ja zurückzustreben nach dem Quell, aus welchem er ausgeschieden. Aber den Focus charakterisirt es merkwürdig, daß er Keim ist, und auch wieder nicht. Das Entstrahlen, das völlige Gegentheil vom Entkeimen, nimmt doch auch den Schein des Entkeimens an. Und je wichtiger dem Parsen der Strahl bleibt, wenn dagegen der Inder sich für den Keim erklärte; so wahrscheinlicher wird es, daß die Lehre des Zendvolks vom Urstier hiermit in Verbindung stand, gleichsam um die zeugende Kraft des Strahls mit der gebärenden Kraft des Keims innigst verbunden, auszudrücken.

Eben durch die Lehre vom Urstier hat man gemeint, unterscheide sich die religiöse Urkunde des Zendvolks von der mosaischen. Auch läßt sich eine ge-

wisse Abweichung nicht abläugnen. Aber die Grundzüge waren auch in diesem Theil der Schöpfungsgeschichte dieselben. Sie nahmen nur eine dem Dogma des Parsen und der dadurch abweichend bestimmten Sinnesweise desselben entsprechende Färbung in der Zendlehre an. Oder besser: jene Abweichung war Grund, daß Religion, Leben und Geschichte des Parsen einen eigenthümlich modifizirten Organismus darstellte, der, wie verschieden er auch von manchen andern und frühern seyn mochte, doch den gemeinsamen Ursprung so wenig wie die Verwandschaft verläugnen konnte.

Wenn im Verlauf der Erdbildung, nachdem Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung das ihrige gethan, eine neue Lebensform, nemlich die rotirende Bewegung um sich selbst, zu stande kam; so finden wir nicht nur bei dem Parsen, sondern bei manchem Volke des Alterthums mit einer ungemeinen Beobachtungsgabe, die wohl aus einem andachtsvollen Sinn ganz vorzüglich hervorgieng, einen merkwürdigen Unterschied beachtet. Es bildet sich ein gewisses elementares Entstehen aus einer Wechselwirkung von Wasser, Luft und Erde, dem die Bedingungen einer vollkommenen Erzeugung abzugehen scheinen. Bald sondert sich aus den Elementen, bald aus Absätzen von größeren und beseelten Körpern, gleichsam aus der Schaale derselben, ein Leben, welches freilich selbstständig erscheint, doch von der Vollkommenheit eines aus dem Urquell beseelten Lebens weit entfernt seyn dürfte. Wir finden eine trockne so gut wie eine feuchte Fäulniß, auch eine falsche Gährung, aus der Wesen mit selbstständigem Leben sich absetzen, ohne daß sie gezeugt worden. Als man noch von einer generatio aequivoca sprach, einem Entstehen mehr

durch Mischung, denn Befruchtung vermittelt, war man der Wahrheit ungleich näher, wie seitdem man anfing einen aufsteigenden Bildungsgang anzunehmen, dessen Beschluß und Krone der Mensch gemacht. Keinem Volk war obiger Unterschied so praktisch wie den Parsen. Es gehörte zur Weisheit der Priester, genau zu wissen, welche Geschöpfe dem elementarischen Entstehen angehörten. Nur mit demjenigen, was vom Licht durchdrungen war, wollte der Parse verkehren; denn in ihm nur fand er sein göttliches Prinzip wieder. Nun scheint der Glaube gewesen zu seyn, daß durch einen fortgesetzten Licht- und Sonneneinfluß alle generatio aequivoca sich allmählig zu höherer Natur erhob. Aehnliches glaubten die Inder, die früher mit dem Zendvolke eines Glaubens waren. Daher ihre Lehre von den Verwandlungen. Die Parsen leiteten eben dies aus dem Lichteinfluß ab, und ihre Priester, denen das Licht wohl seiner eigensten Beschaffenheit nach sehr genau bekannt war, scheinen dessen entwickelnde Kraft fast berechnet zu haben. Daher setzten sie die Perioden und Umläufe aller entwickelnden Verwandlungen fest; die Lehre von der Seelenwanderung aber stehet damit wohl in engster Verbindung. So unterschied der Parse mannigfache Gattungen des elementaren Entstehens, dem eine lange nicht überall gleiche Entwicklungszeit jene Eigenschaft verlieh, durch welche das Geschöpf allmählig einer Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, der des Mikrokosmus gleich, theilhaft ward. Andere Wesen dagegen waren unmittelbar aus der Ganzheit des göttlichen Wesens gleichsam zur lebendig beweglichen Monas geworden. Diesen ward ein Ueberwiegen der männlichen, jenen ein Ueberwiegen der weiblichen Eigenschaft beigelegt.

Wenn nun nach dem Pend-Nameh des Ferid-eddin-Attar, der Wissenschaften schönster Schmuck im scharfsinnigen Unterscheiden bestehet, so sehen wir wieder die Früchte davon durch die richtige Kunde, welche die Parsen von der Sexualität und von der Zeugung besaßen. Der männliche Saame bildete sich nach ihrer Lehre im Gehirn, der des Weibes in der Hüfte, und wir erhalten hier einen Aufschluß über die Tradition des Moses von Schöpfung der Eva aus einer Ribbe. Im Gehirn aber finden sich alle jene Blüthen der Verflüchtigung versammelt, welche innerhalb menschlichen Wesens sich zur höchsten Reflektivkraft versammeln. Die Zend-Lehre hat uns das wahre Verhältniß symbolisch und physisch sehr richtig ausgedrückt, in welchem Keim und Focus zu einander stehen. Auf des letztern Andeutung kam es dieser Lehre vorzugsweise an.

Erwägen wir nun, daß, nach einem älteren parsischen Dogma, die frühere Stelle des Urstier das Einhorn einnahm, ferner daß Stier und Löwe diejenigen Thier sind, deren Zeugungskraft vorzugsweise in den Kopf hinversetzt, sogar nach diesem beurtheilt wird: so bietet sich ein Fingerzeig dar.

Aber kaum haben wir die Zendlehre erfaßt: so stellt sich auch Uebereinstimmung mit der Genesis ein. Hier gleichfalls gehet der elementarische Organismus dem Werden der von Gott und Natur gesättigten Monas voran. Es heißt: germinet terra herbum virentem et facientem semen, et lignum pomiferum faciens fructum juxta genus suum, cujus semen in semet ipso sit super terram; und im folgenden Vers: habens unum quodque sementem secundum speciem suam. Dies ist das vegetabile Werden. Auf dieses

doppelt betrachten, bald als das, was sie sind, wie sie mir erscheinen, bald als das, was sie sind durch ihre Beziehung auf den einen ursprünglichen Punkt, mit welchem der ewige Zusammenhang nie gelöset war und nie wird gelöset werden.

In dem nun geschlossenen Heft bin ich hin und hergekreuzt, das mir für meinen Zweck erkiesend, was absonderlich förderlich schien, die wichtige Betrachtung von Grundlage, Abweichung und Sonderung (d. h. theilweise Sonderung, denn die Sonderung blendet die Sinne und die intellektuellen Kräfte, wenn sie sich absolut darstellt) anzuknüpfen. Hier finden wir, überall noch göttlichen Wesens voll, als Grundlage des Universum, die von göttlicher Kraft beseelte Erde, ihre erste Abweichung als Luft, mit der die Liebe beginnt, endlich die scheinbare Sonderung, mit welcher das Licht und alles Phänomene anhebt. Das sagt uns wörtlich die Genesis in ihren ersten Buchstabenzeichen, und wenn wohl alle heilige Urkunden damit übereinstimmen mögten; so lassen sich folgende Verse aus dem Argonauten des Orpheus fast als Commentar der Genesis lesen. Auch dem Argonauten war erst Grundlage, dann Abweichung, dann Sonderung. Er lehrt uns nach der Uebersetzung von Voß:

Erst, wie der Urzeit Chaos im schrecklichen Zwange das All hielt,
Dann, wie Kronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt', und in Doppelgestalt den hellumschauenden Eros,
Der aus der ewigen Nacht vorschimmerte: diesen benennt auch
Fanes das jüngere Menschengeschlecht, denn am ersten erschien er.

Wobei ich nur zu bemerken habe, daß hier wie in den meisten Uebersetzungen aus dem Alterthum, sogar oft im Alterthum selbst, die Vorstellung des Chaos nicht die wahre ist; man hat die nothwendige Einheit der Urnacht mit refraktärer Verfinsterung und Irrniß verwechselt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Wilhelm <<von>>,

Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde

Bd.: 3

Leipzig 1823

Ph.sp. 766 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044384-7